

BASTEI

Neuer Roman

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen

Der Hüter des Bösen

von Robert Lamont

Fr 1,50



Der Hüter des Bösen

Professor Zamorra Nr. 63

von Hans Wolf Sommer

erschienen am 16.11.1976

Der Hüter des Bösen

Hass

War die Triebfeder eines gewaltigen Dämons.

Hass

Überfiel aber auch Nicole Duval und Professor Zamorra.

Hass

Machte die beiden Freunde zu Feinden.

Erleben Sie, wie Nicole Duval und Professor Zamorra zu Todfeinden werden! Aber Vorsicht! Dieser Roman ist nichts für schwache Nerven.

Werden sich Nicole und Zamorra gegenseitig vernichten?

Wir verraten nichts! Zittern Sie mit!

Hass, mörderischer unversöhnlicher Hass bestimmte das gesamte Denken und Fühlen Henry Montpelliers. Gleich würde es soweit sein. Er spürte das Nahen des Feindes mit ungeheurer Intensität.

Der Feind hatte nur noch wenige Kilometer zurückzulegen. Und dann… Sein Blut kochte vor Erregung. Speicheltropfen rannen über sein Kinn.

Er befand sich in der Bibliothek im Hause seines Geschäftspartners Pierre Martin. Das Gebäude war mehrstöckig und wurde ringsum von einer großen, gepflegten Gartenanlage umgeben. Die Bibliothek lag im ersten Obergeschoss, genau über dem Hauseingang.

Bald darauf wurde draußen das Geräusch eines sich nähernden Autos hörbar. Henry Montpellier ging zur Balkontür, öffnete sie und trat nach draußen.

Die Abendluft war schmeichlerisch warm und mit den Wohlgerüchen zahlloser Blumen und Pflanzen angereichert. Zwischen den Wipfeln der Bäume lugte die Sichel des Mondes hervor. Die fernen Sterne blinkten wie kleine Kerzenflämmchen. Aber Montpellier hatte für die Schönheit der Natur zur Zeit keinen Sinn. Er konzentrierte sich ganz auf die schmale Auffahrt, die jetzt von zwei ständig näher kommenden Scheinwerfern erhellt wurde.

Sein Gesicht verzerrte sich zu einer grässlichen Fratze. Unendliche Grausamkeit trat in seine Züge. In seinen Augen, katzenhaft verengt, leuchtete ein kaltes Feuer. Die Nase verformte sich zu einem schwarzen, kugelartigen Gebilde, die Ohren vergrößerten sich zu lappigen Dreiecken. Sein Mund wurde zu einem Rachen, in dem die überdimensional großen Zähne nicht mehr genug Platz fanden und über die wulstigen Lippen hinausragten. Fellstreifen, schwarz, gelblich, braun, drängten seine Gesichtshaut in den Hintergrund.

Ganz dicht trat er an das Balkongeländer heran und wartete. Eine große, dunkle Limousine wurde sichtbar. Der Wagen fuhr bis auf etwa zwanzig Meter an das Haus heran und blieb dann stehen.

Der Chauffeur sprang heraus, lief um das Fahrzeug herum und öffnete diensteifrig eine der Hintertüren.

Er stieg aus! Sein Anblick versetzte Henry Montpellier in Raserei.

Pierre Martin!

Montpelliers Hände krampften sich um die schmiedeeisernen Stäbe des Balkongeländers. Mit aller Macht musste er sich zur Beherrschung zwingen.

Die Flügeltür des Hauses wurde aufgeschoben, und ein dunkellivrierter Mann trat hinaus. Walter, Pierre Martins Hausdiener.

»Sie haben Besuch, Monsieur«, hörte Montpellier ihn sagen. »Ihr Herr Kompagnon ist gekommen. Er wartet oben in der Bibliothek.«

Montpellier konnte jetzt nicht mehr an sich halten. Mit einer geschmeidigen Bewegung schwang er sich über die Balkonbrüstung,

spannte seine Muskeln und ließ sich nach unten fallen. Wie eine Katze landete er auf allen vieren. Unmittelbar im Rücken des Feindes.

Dieser wandte sich blitzschnell um, erkannte offenbar die Situation sofort und stürzte sich mit einem schrillen Schrei auf Montpellier.

Der sah sie kommen, die widerwärtige gefiederte Kreatur. Und er ging zum Gegenangriff über.

Ein mörderischer Kampf begann. Montpellier ließ seine Pranken wirbeln, schlug sie wuchtig in den Körper des Feindes. Er entblößte seine Zähne, bohrte sie dem Widersacher in die knochige Schulter, schmeckte sein Blut. Aber der andere wehrte sich verbittert. Montpellier spürte, wie pfeilspitze Klauen seine Haut zerfetzten, sah den hackenden Schnabel, der nach seinen Augen, seiner Kehle zielte.

Nicht immer konnte er den wütenden Hieben entgehen. Schmerzen zuckten durch seinen Körper wie feurige Speere. Aber die Schmerzen machten ihn nur noch wilder, noch entschlossener. Er musste die Bestie töten, musste sie vernichten.

Und dann wusste er, dass er es schaffen würde. Die Bewegungen des Feindes wurden schwächer, kraftloser. Es gelang ihm, seine Tatzen um den faltigen Hals des Unholds zu schlingen. Mit aller Macht drückte er zu. Der Feind röchelte, versuchte verzweifelt, sich seinem Griff zu entziehen. Montpellier jedoch blieb unerbittlich. Er schnürte dem verhassten Widersacher die Atemluft ab, bis dieser sich mit einer letzten Zuckung aufbäumte und dann schlaff und reglos wurde.

Gebrochene Augen starrten ohne Leben in den Nachthimmel.

Angewidert ließ Montpellier die tote Kreatur zu Boden fallen. Ein Gefühl unbeschreiblichen Triumphes erfüllte ihn.

Er hatte gesiegt!

***

»So, du willst mich also nicht mitnehmen!«

Nicole Duval traf diese Feststellung in einer Art und Weise, die allen, die sie gut kannten, nur allzu deutlich verraten hätte, dass sie keineswegs gewillt war, kampflos aufzugeben.

Professor Zamorra, der seiner bildhübschen Sekretärin und Freundin im Arbeitszimmer seines Schlosses an der Loire gegenübersaß, seufzte tief.

»Sei doch vernünftig, Nicole. Ich bin nur für kurze Zeit weg, höchstens bis morgen. Ich soll mir in Marseille nur einen Untersuchungshäftling ansehen und ein Gutachten über ihn abgeben. Du kannst mir dabei sowieso nicht helfen. Und außerdem… Du weißt, dass uns Bill besuchen kommt. Seine Maschine aus Amerika kann jetzt jede Stunde landen. Schließlich muss jemand da sein, der ihn am Flughafen abholt. Das siehst du doch ein, oder?«

»Nur ein Gutachten?«

Zamorra nickte. »Nur ein Gutachten. Es handelt sich um einen etwas außergewöhnlichen Mordfall. Zwei Industrielle, seit Jahren bestens miteinander befreundet, haben sich in die Wolle gekriegt, und dabei hat der eine den anderen umgebracht.«

Die Frau runzelte die Stirn. »Und was sollst du dabei? Du bist Parapsychologe, kein Kriminologe.«

»Ich sagte doch schon, dass es sich um einen außergewöhnlichen Mordfall handelt. Der Polizeipräfekt von Marseille, der mich gebeten hat, mir den Mörder einmal anzusehen, sprach von übersinnlichen Phänomenen. Mörder und Opfer sollen sich während ihres Kampfes in einen Tiger beziehungsweise in einen riesigen Raubvogel verwandelt haben. Anschließend sahen sie dann wieder wie normale Menschen aus. Die Verletzungen aber, die sie sich gegenseitig beigebracht hatten… wie gesagt – Tiger und Raubvogel.«

»Und wer hat gewonnen? Der Tiger oder der Raubvogel?«

»Der Tiger hat gewonnen, Henry Montpellier.«

Nicole stieß einen Laut der Verblüffung aus. »Henry Montpellier? Von der weltbekannten Firma Montpellier & Martin S.A., die überall in der Welt Industrieanlagen baut?«

»Selbiger. Montpellier ist der Mörder und Martin das Opfer.«

»Und warum hat Montpellier es getan? Wollte er die Firma für sich allein haben?«

Der Professor schüttelte den Kopf. »Das ist ein weiterer rätselhafter Aspekt der ganzen Angelegenheit. Nach der Tat konnte sich Montpellier an nichts erinnern. Weder dass er wie ein Raubtier ausgesehen hatte, noch dass er seinen Freund umgebracht hatte. Er war völlig verstört und ließ sich ohne jeden Widerstand von der Polizei festnehmen. Verstehst du nun, warum sie einen Parapsychologen einschalten wollen?«

Nicole verzog das Gesicht. »Nun ja, vielleicht… Und du bist morgen wieder hier?«

Zamorra nickte.

»Wenn du es nicht bist, und Bill in der Zwischenzeit kommt«, Nicole drohte ihm mit dem Finger, »dann werde ich dich hemmungslos mit dem betrügen.«

Der Professor setzte eine verzweifelte Miene auf. »Wie entsetzlich!«, ächzte er.

In Wirklichkeit war er aber nicht verzweifelt. Er wusste, dass Nicole nur ihn liebte und er ihrer ganz sicher sein konnte. Und was seinen Freund Bill Fleming, den jungen Historiker aus New York betraf, so gönnte er ihm alles Gute. Nur Nicole nicht.

»Packst du mir meinen kleinen Reisekoffer?«

Nicole stand auf. Sie lächelte schon wieder.

***

Staatssekretär Georges Mouslin vom französischen Außenhandelsministerium und sein Stellvertreter Jacques Giraudoux befanden sich auf einer äußerst erfolgreich verlaufenden Reise in den Nahen und Mittleren Osten. Mehrere Staaten der arabischen Welt hatten sie bereits besucht und nach befriedigenden Verhandlungsergebnissen wieder verlassen.

Die vorletzte Station ihrer Reise war der Iran. Und auch hier standen die Besprechungen – es ging um die Errichtung eines Kernkraftwerks in einer wirtschaftlich unterentwickelten Region – kurz vor einem für alle Seiten befriedigenden Abschluss. Es mussten nur noch einige Details geklärt werden, ansonsten war das zwischenstaatliche Abkommen so gut wie unter Dach und Fach.

Die Verhandlungsatmosphäre war locker, freundlich und entspannt. Die Verhandlungspartner auf beiden Seiten waren sich auch menschlich näher gekommen. Mouslin und Giraudoux nahmen deshalb gerne die Einladung des iranischen Delegationsleiters an, einige antike Stätten der alten persischen Kultur zu besuchen.

Zu diesen Stätten gehörte auch ein heidnischer Tempel am Rande der Wüste Lut – ein riesiges Ödgebiet, das durch das neue Kraftwerk der Zivilisation erschlossen werden sollte.

Mouslin und Giraudoux standen beeindruckt von der steinernen Wucht des Tempels. Das Bauwerk sah alt aus, unvorstellbar alt. Der Zahn der Zeit hatte hartnäckig und unablässig an den Mauern genagt. Und dennoch – der Tempel wirkte insgesamt keineswegs nur wie eine Ruine, die der toten Vergangenheit angehörte.

»Wird dieser Tempel noch benutzt?«, fragte Giraudoux.

Der iranische Gastgeber bejahte. »Es handelt sich hier um eine Kultstätte, an der diverse nomadische Gottheiten verehrt werden«, sagte er. »Unser Volk gehört zwar mit über neunzig Prozent dem Islam an, aber es gibt noch einige Volksgruppen, die den Religionen der Väter zugewandt sind. Hier ist eins dieser Zentren heidnischer Götterverehrung. Alte Gewohnheiten sind schwer zu brechen.«

»Besteht die Möglichkeit zu einer Besichtigung?«, erkundigte sich Mouslin, der schon immer eine Schwäche für das Fremdartige gehabt hatte.

»Gewiss doch«, antwortete der Gastgeber. »Die Einheimischen würden es sich als Ehre anrechnen, wenn Sie sich…« Er unterbrach sich und ließ seine Augen zu einer Gruppe von buntgekleideten Männern wandern, die in diesem Moment auf die Diplomaten zukam. »Ah, da sind sie ja. Und der Oberpriester befindet sich auch unter ihnen. Einen Augenblick, bitte.«

Er trat den Neuankömmlingen entgegen und sprach in einem Dialekt mit ihnen, den die beiden Delegationsleiter und ihre französischen Begleiter nicht verstehen konnten.

Ein hochgewachsener Mann mit einem eisgrauen Vollbart, der von Kopf bis Fuß in ein symbolbedecktes Gewand eingehüllt war, machte sich zum Sprecher der Einheimischen. Offenbar handelte es sich bei ihm um den Oberpriester.

Nach einem kurzen Dialog mit dem Priester kam der Gastgeber zu den Franzosen zurück. »Wie ich schon sagte, er ist beglückt, Ihnen seine Götter vorstellen zu dürfen. Wenn Sie interessiert sind… Er ist sogar bereit, Sie in den Mittelpunkt eines Zeremoniells zu stellen, das Sie die Macht der Götzen besonders eindringlich spüren lässt. Der Lohn wird eine beträchtliche Vergrößerung Ihrer geistigen und körperlichen Kräfte sein. Wollen Sie?«

Jacques Giraudoux sah nicht gerade sehr glücklich aus. »Die Macht der Götzen? Ich weiß nicht. Hört sich ein bisschen unheimlich an. Was meinst du, Georges?«

Mouslin lachte. »Aber Jacques! Ich bitte dich, was soll schon passieren? Du wirst doch solchen Mummenschanz nicht etwa ernst nehmen. Und außerdem – ich hätte gar nichts dagegen, wenn ich stärker und klüger würde.«

»Das hört sich ja beinahe an, als hältst du das ganze gar nicht für Mummenschanz, sondern für eine reale Sache.«

Wieder lachte Mouslin. »Nein, das tue ich ganz bestimmt nicht. Trotzdem reizt es mich. Komm, zieren wir uns nicht lange. Du bist ein aufgeklärter Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts und wirst dich doch nicht allen Ernstes vor ein paar alten Götzen fürchten.«

Trotz seiner instinktiven Abneigung blieb Giraudoux gar nichts anderes übrig, als klein beizugeben. Erstens wollte er sich nicht lächerlich machen, und zweitens durfte er nicht übersehen, dass Mouslin der Ranghöhere von ihnen war. Trotz der Freundschaft, die sie miteinander verband, bedeutete der Rangunterschied immerhin eine gewisse Abhängigkeit. Er sagte also zu.

Der Oberpriester geleitete sie in den Tempel. Das ungute Gefühl in Giraudoux wuchs, denn der Priester hatte darauf bestanden, dass nur er selbst und Mouslin mit von der Partie waren. Die anderen Franzosen und die Mitglieder der iranischen Delegation mussten draußen bleiben.

Inmitten der Einheimischen, asketisch wirkenden Männern mit fanatisch glitzernden Augen, betraten sie das Innere der Kultstätte.

Die Atmosphäre war bedrückend. Giraudoux meinte die Last der Steinquader, aus denen der Tempel bestand, förmlich auf seinen Schultern zu spüren. Rauchende Fackeln waren überall an den Wänden angebracht und tauchten das Tempelinnere in diffuses flackerndes Licht. Er glaubte überall Schemen und andere unwirkliche Gestalten zu sehen. Aber hierbei handelte es sich doch wohl nur um Sinnestäuschungen, denn in Wirklichkeit waren nur zwei

Götterbildnisse vorhanden.

Diese jedoch hatten es in sich. Sie standen links und rechts von einem glatt polierten, schwarzen Steinblock, der anscheinend so etwas wie einem Altar entsprach. Mehrere Stufen führten zu Steinblock und Götterbildnissen empor.

Die beiden Figuren sahen erschreckend aus. Fast fünf Meter hoch, massig und schwer, wirkten sie in der Tat wie Symbole ungeheurer Stärke. Ihre Köpfe waren abscheuliche Fratzen – halb Bestie, halb Mensch. Der eine Götze erinnerte an einen Vogel, der in der finstersten Hölle zu Hause zu sein schien. Der andere ähnelte einem Raubtier, wie es allerdings in keinem Tierbuch zu finden war. Das Entsetzlichste an den Götzen waren jedoch die Augen. Sie schienen zu leben, funkelten wie glühende Kohlen. Giraudoux dachte zuerst, dass man ihnen irgendwelche riesigen Edelsteine in die Augenhöhlen eingepasst hatte. Aber er ließ diesen Gedanken schnell wieder fallen. Kein Diamant der Erde entwickelte ein solches Feuer.

Er schlug die Augen nieder, konnte den Anblick nicht länger ertragen. Zwar sagte er sich immer wieder vor, dass sein Verhalten höchst albern sei. Angst vor ein paar dummen Steinfiguren, das war ja lächerlich. Aber sein eigener Zuspruch nutzte ihm wenig. Jawohl, er hatte Angst, animalische, tiefempfundene Angst.

Seine stillen Befürchtungen, dass der Altar und die beiden Götterbildnisse zum Mittelpunkt des kommenden Geschehens ausersehen waren, bewahrheiteten sich.

Die Gruppe der Einheimischen teilte sich. Die eine Hälfte, mit ihm in der Mitte, bezog Position vor dem vogelartigen Ungeheuer, die restlichen Heiden und Mouslin stellten sich vor der abartigen Raubtierfratze auf.

Der Oberpriester gesellte sich keiner der beiden Gruppierungen zu, sondern stieg die Altarstufen hoch. Sein buntes Gewand erstrahlte in unirdischem Glanz.

Die Zeremonie begann. Sie war für Giraudoux ein einziger Alptraum, an den er sich später nur noch bruchstückhaft erinnern konnte. Stimmen, die nicht von Menschen zu stammen schienen, tierhaft und unwirklich, stimmten einen quälenden Gesang an, der die Haare zu Berge stehen ließ. Gerüche, die sich in ihrer Fremdartigkeit gar nicht beschreiben ließen, lähmten seine Geruchsnerven. Exotische Essenzen, Myrrhe, Weihrauch, tausend andere mehr, ließen die Augen tränen. Eine Aura des Unheimlichen, geboren aus Wahnsinn und Irrealität, erfüllte den ganzen Tempel.

So sehr er sich auch dagegen wehrte, eine Kraft, die stärker war als er, zwang Giraudoux, die niedergeschlagenen Augen zu heben, sie auf die Götzenfigur vor ihm zu richten. Das nackte Entsetzen fuhr in seine Glieder.

Der Götze lebte!

Nicht nur die feurigen Augen bewegten sich. Nein, die ganze riesige Gestalt schien sich anzuschicken, das Podest zu verlassen. Er sah deutlich, wie Beine, Arme und Torso der Statue zuckten. Vor Furcht schon halb tot, gab er sich selbst auf. Er glaubte nicht mehr daran, diesen Tempel jemals wieder verlassen zu können.

Wie durch einen Nebelvorhang erkannte er, dass der Oberpriester den Altar verlassen hatte und auf ihn zukam. Er wollte zurückweichen, sich umdrehen, weglaufen, so schnell er konnte, aber er war nicht in der Lage, seine Beine zu bewegen. Die Muskeln gehorchten ihm nicht. Willenlos musste er hinnehmen, dass der Priester ganz dicht an ihn herantrat und ihm etwas um den Hals hängte.

Plötzlich spürte er in seinen Gliedern ein seltsames Reißen. Sein Blut kam ihm vor wie Lava, die alles versengend durch seine Adern floss. In seinem Gehirn explodierte eine Bombe. Unsichtbare Granatsplitter breiteten sich nach allen Seiten aus.

Dann war er nicht mehr imstande, überhaupt noch irgendwelche Sinneseindrücke wahrzunehmen.

Nur ein einziger Gedanke formte sich noch in seinem Gehirn.

Ostra!

Mein Name ist Ostra!

Ich bin Ostra!

***

Professor Zamorra war mit dem Zug nach Marseille gefahren. Am Bahnhof hatte er ein Taxi bestiegen und sich sogleich zum Polizeipräsidium bringen lassen. Er wollte diese Angelegenheit hier so schnell wie möglich hinter sich bringen, um wirklich unverzüglich wieder nach Château Montagne zurückkehren zu können.

Der Polizeipräfekt, ein großgewachsener, breitschultriger Mann namens Lepine, den er vor Jahren anlässlich eines Kongresses kennen gelernt hatte, erwartete ihn bereits. Mit sorgenvoller Miene begrüßte er Zamorra in seinem aufwändigen Arbeitszimmer, das eher einem Clubraum als einem Büro ähnlich sah.

»Ich danke Ihnen, dass Sie gekommen sind, Professor«, sagte er, »obwohl Sie sich nach der Lage der Dinge wohl umsonst bemüht haben.«

»Das müssen Sie mir näher erklären, Monsieur Lepine.«

Der Präfekt bot Zamorra eine Zigarre an, die dieser jedoch dankend ablehnte. Dann sagte er: »Henry Montpellier ist aus dem Untersuchungsgefängnis entflohen.«

»Oh!«

»Sein Verschwinden vollzog sich unter genauso mysteriösen

Umständen wie die Mordtat. Tagelang war er ein ausgesprochener Mustergefangener. Selten hat es einen friedlicheren, ergebeneren Mörder gegeben. Dann kam der Ausbruch, ein Ausbruch, den man eigentlich gar nicht für möglich halten sollte.«

»Wieso nicht?«

»Haben Sie jemals gehört, dass es einem Strafgefangenen gelungen ist, die Gitterstäbe vor seinem Zellenfenster mit den Händen aus ihrer Verankerung zu reißen? Montpellier hat es geschafft. Seine Zelle lag im vierten Stock des Untersuchungsgefängnisses, beträchtlich hoch also. Dennoch ist er aus dem Fenster gesprungen und hat anschließend seine Flucht über eine mehr als zehn Meter hohe Mauer fortgesetzt. Noch nie ist es einem Häftling geglückt, diese Mauer zu überwinden.«

»Hilfe von außen?«, vermutete Zamorra. »Montpellier ist ein reicher Mann. Er hätte sich Fluchthelfer kaufen können.«

Der Präfekt schüttelte den Kopf. »Hilfe von außen scheidet aus. Aber es gibt eine andere Erklärung. Wir haben Kratzspuren an der Mauer gefunden, wie sie etwa die Tatzen eines großen Raubtiers hinterlassen.«

»Sagten Sie nicht am Telefon, dass er nach der Tat wieder wie ein ganz normaler Mensch aussah?«

»Das sagte ich. Nach der Tat, bei den Verhören, während seines Aufenthalts im Gefängnis war er ein Mensch wie Sie und ich. Und dann plötzlich… Er muss sich wieder verwandelt haben. Jede andere Möglichkeit scheidet eigentlich aus.«

Zamorra merkte, dass ihn der Fall mehr und mehr interessierte. Es sah tatsächlich so aus, als ob hier übersinnliche Phänomene mit im Spiel waren. Und diese faszinierten ihn, nicht nur aus beruflichen Gründen, seit eh und je.

»Sie sagten etwas von Foto- und Tonbandaufnahmen, die Ihre Leute gemacht haben, Monsieur Lepine. Wäre es möglich…«

Der Präfekt schob seinen Sessel zurück und stand auf. »Selbstverständlich, Professor. Die Unterlagen befinden sich alle im Büro des Kommissars, der den Fall bearbeitet. Der Einfachheit halber sollten wir vielleicht hinuntergehen.«

Auch Zamorra erhob sich. Wenig später betraten die beiden Männer das Arbeitszimmer Kommissars Laroches. Dieses hielt ausstattungs- und größenmäßig keinen Vergleich mit dem Repräsentationsraum des Präfekten aus. Nüchternheit und Sachlichkeit bestimmten das Bild. Und Kommissar Laroche, ein im Dienst vorzeitig ergrauter Mann, passte genau in diesen Rahmen. Er bot seinem höchsten Vorgesetzten und dem Professor zwei karge Holzstühle an und nahm selbst wieder hinter seinem mit Schriftstücken übersäten Schreibtisch Platz.

Laroche war sehr unglücklich mit dem Fall Montpellier, obgleich dieser auf den ersten Blick ganz sonnenklar aussah. Es gab einen

Mörder, der zwar nicht geständig war, andererseits die Tat aber auch nicht bestritt. Es gab ein Opfer, und es gab Zeugen. Alles andere jedoch, Motiv, Umstände des Tathergangs, das Ergebnis der polizeilichen Untersuchung, gab nichts als Rätsel auf.

Der Kommissar überreichte Zamorra zwei Bilder. Das eine war unmittelbar nach dem Mord gemacht worden, das andere ein paar Tage später. Der Unterschied im Aussehen Montpelliers, eines mittelgroßen, ein bisschen beleibten Mannes mit grauen Schläfen und einem intelligenten Gesicht, war beträchtlich. Auf dem ersten Foto sah Montpellier entsetzlich aus. Blutüberströmt, die Kleidung total zerfetzt, furchtbare, tiefe Wunden überall am Körper. Man hatte wirklich den Eindruck, als sei er der Zerfleischung durch einen riesigen Geier soeben knapp entgangen. Die zweite Aufnahme zeigte von den mörderischen Verletzungen kaum noch etwas. Ein paar Pflaster, das war schon alles.

»Diese Aufnahme wurde nur wenige Tage später gemacht?«, wunderte sich der Professor.

»Ja! Ein wahrhaft erstaunlicher Heilungsprozess, nicht wahr?«

»Das kann man wohl sagen«, stimmte Zamorra zu. »Sie haben Tonbandprotokolle von den Aussagen Montpelliers und der Zeugen, Monsieur Laroche?«

Der Kommissar nickte. »Ich habe Montpellier mehreren Verhören unterzogen. Mehr oder weniger sind sie alle gleich verlaufen. Am besten ist es, ich spiele Ihnen ein paar typische Auszüge vor.« Er öffnete eine Schreibtischschublade, holte ein Tonbandgerät hervor und schaltete es ein.

»Meine Stimme kennen Sie ja«, sagte er. »Die andere, das ist Montpellier.«

Zamorra lehnte sich zurück und lauschte. Die Tonbandstimmen erklangen.

Laroche: »… noch einmal von vorne Monsieur Montpellier. Was wollten Sie in der Villa von Monsieur Martin?«

Montpellier: »Das habe ich Ihnen doch schon mehrmals gesagt, Kommissar. Ich kann mich nicht erinnern. Vermutlich wollte ich mit ihm ein geschäftliches Problem besprechen. Sie wissen, dass Martin und ich gemeinsam…«

Laroche: »… eine Industriefirma betreiben. Damit sagen Sie mir nichts Neues, Monsieur Montpellier. Aber es ist doch wohl üblich, dass man geschäftliche Angelegenheiten im Geschäft bespricht. Oder meinen Sie nicht?«

Montpellier: »Grundsätzlich schon. Allerdings…«

Laroche: »Allerdings?«

Montpellier: »Ich bin in den letzten Tagen nicht in der Firma gewesen.«

Laroche: »Warum nicht? Waren Sie krank?«

Montpellier: »Nein, so kann man es eigentlich nicht nennen. Obgleich… Ich hatte eine so starke Antipathie gegen Martin entwickelt, dass man vielleicht doch von einer Krankheit sprechen kann. Eine Art Allergie sozusagen. Mein Blut geriet sofort in Wallung, wenn ich nur an ihn dachte.«

Laroche: »Und deshalb haben Sie ihn umgebracht?«

Montpellier: »Wie gesagt, ich weiß es nicht. Jetzt, in der Retrospektive, erscheint mir meine Abneigung gegen ihn immer unverständlicher. Ich hatte nie etwas gegen ihn.«

Laroche: »Eben! Dies wird von allen Leuten, die Sie kannten, voll und ganz bestätigt. Sie waren das, was man gemeinhin als ein Herz und eine Seele bezeichnet; beruflich und privat. Nicht zuletzt auf diese Tatsache führt man die großen Erfolge der Montpellier & Martin S.A. zurück. Sie hatten nicht den geringsten Grund, ihn zu töten. Und dennoch haben Sie es getan. Mein Gott, Monsieur Montpellier, versuchen Sie doch, sich an den Abend zu erinnern.«

Montpellier: »Ich habe es versucht, aber ich kann mich beim besten Willen nicht entsinnen. Tut mir leid, Kommissar.«

Laroche schaltete das Gerät ab. »Und so weiter, und so fort«, sagte er. »Immer im Kreis herum. Genauso war es, wenn ich ihn auf seinen Kampf mit Pierre Martin ansprach. Er konnte sich an nichts erinnern. Dass er wie ein Tiger ausgesehen haben soll, wollte er überhaupt nicht glauben. Und doch muss es so gewesen sein. Hören wir uns doch mal die Aussage des Hausdieners an.«

Er ließ das Band ein Stück weiterlaufen. Dann wurde die nervöse Stimme eines älteren Mannes hörbar.

»… sprang plötzlich Monsieur Montpellier vom Balkon. Er sah ganz verändert aus, kaum zu erkennen. Wie so ‘ne Figur aus ‘nem Horrorfilm. Frankenstein und so. Nee, das kommt auch nicht richtig hin. Frankenstein, das ist ja ein zusammengebastelter Mensch. Monsieur Montpellier wirkte aber gar nicht wie’n Mensch. Eher wie’n wilder Tiger aus ‘nem Afrikafilm, wenn Sie wissen was ich meine. Und der Chef … na ja, der war auch gar nicht er selbst. Schon wie er auf die Haustür zukam, merkte ich, dass was nicht mit ihm stimmte. Sein Gesicht … Sie können mich ja für verrückt halten, wenn Sie wollen. Aber es stimmt trotzdem. Er sah aus wie’n Vogel. Mit ‘nem richtigen Schnabel – scharf und gebogen. Und seine Augen … Ich kann Ihnen sagen, mir wurde ganz anders. Geleuchtet haben sie wie Kristallkugeln im Sonnenlicht. Und dann, ja, dann ging’s los. Plötzlich gingen sie sich an die Wäsche. Gekreischt und gebrüllt haben sie. Und sich auf dem Boden rumgewälzt wie ‘n paar Ringkämpfer, die man mit Pfeffer eingerieben hat. Hat nicht lange gedauert, dann war alles vorbei. Und beide sahen wieder ganz normal aus. Sie bluteten zwar wie

Schlachtvieh, aber sonst … Der Chef war allerdings tot. Sah aus, als wenn ihn Monsieur Montpellier erwürgt hätte. Ja, mehr kann ich eigentlich nicht sagen. Monsieur Montpellier war ganz geknickt, und wir haben dann die Polizei angerufen. Und die ist ja dann auch gleich gekommen.«

Anschließend ließ Laroche noch den Chauffeur Martins zu Wort kommen. Seine Aussage war der des Dieners ähnlich. Er fügte nur noch hinzu, dass Pierre Martin während der Autofahrt ziemlich hektisch gewesen war. Er hatte es unheimlich eilig gehabt, nach Hause zu kommen. Während der ganzen Fahrt hatte der Chauffeur das Gefühl gehabt, dass außer seinem Chef noch ein dritter unsichtbarer Fahrgast mit im Wagen saß.

Der Kommissar ließ das Tonbandgerät wieder in der Schreibtischschublade verschwinden. Geistesabwesend sah ihm Zamorra dabei zu. In seinem Kopf arbeitete es. Eine vage Theorie formte sich. Waren Martin und Montpellier vielleicht von Dämonen besessen gewesen? Er hatte einschlägige Erfahrungen mit diesen Abgesandten der Hölle, und manches von dem Gehörten war ihm vertraut erschienen. Zu dumm, dass er nicht in der Lage war, selbst mit Henry Montpellier zu sprechen. Mit Hilfe seines zauberträchtigen Amuletts, das auf böse Mächte ansprach wie ein Geigerzähler, hätte er vielleicht in dieser Richtung einige Feststellungen machen können.

Na ja, was nicht ging, das ging nicht. Außerdem hatte er das Amulett sowieso auf Château Montagne zurückgelassen. Wenn er allerdings…

Lepines Stimme riss ihn aus seinen Überlegungen.

»Was sagen Sie nun dazu, Professor?«

Zamorra blickte hoch. »Ein interessanter Fall, zweifellos«, sagte er.

»Schade dass Montpellier nicht griffbereit ist.«

»Das Bedauern ist ganz unsererseits«, antwortete der Präfekt, und Laroche nickte dazu. »Und so können Sie gar nichts sagen, Professor?«

Zamorra zuckte die Achseln. »Mit Spekulationen wäre Ihnen nicht gedient«, sagte er. »Und mehr könnte ich Ihnen zur Zeit nicht anbieten. Man müsste noch einige Hintergrundinformationen haben.«

Ein Ruck ging durch seinen Körper. »Sagen Sie, Monsieur Lepine, ist es in Ihrem Sinne, wenn ich persönlich mit den Tatzeugen spreche? Und auch mit den Angehörigen der Beteiligten?«

»Wenn Sie glauben, uns auf diesem Wege weiterhelfen zu können… Ich wäre Ihnen sehr dankbar, Professor. Selbstverständlich würde ich das Honorar für Ihr Gutachten entsprechend erhöhen.«

Lächelnd winkte Zamorra ab. »Nicht nötig, Monsieur Lepine. Ich interessiere mich persönlich für den Fall.«

Und das stimmte vollauf. Wenn Dämonen im Spiel waren, was nicht ausgeschlossen werden konnte, dann sah er es als seine Pflicht an, der Sache weiter nachzugehen.

Schließlich hatte er sein Leben dem Kampf gegen das Böse geweiht.

***

Wider Erwarten sah Jacques Giraudoux das Licht der Sonne doch noch wieder.

Er fühlte sich äußerst merkwürdig. Die Schrecken der vergangenen Stunde, soeben noch entsetzliche Realität, begannen, kaum dass er den Tempel verlassen hatte, in Windeseile zu verblassen. Götzenbilder, unirdischer Gesang, geheimnisvolles Zeremoniell – hatte er das wirklich erlebt? Sicherlich, da waren der Oberpriester und die Einheimischen. Hatten sie mit den verschwommenen Erinnerungsfetzen, die vor seinem geistigen Auge einher gaukelten, irgend etwas zu tun? Er war sich nicht sicher. Und wenig später wusste er nicht einmal mehr genau, ob er überhaupt jemals das Innere des Tempels betreten hatte. Wenn die anderen Diplomaten, die ja gesehen hatten, wie er und Mouslin in den Tempel hineingingen, ihn nicht nach seinen Erlebnissen gefragt hätten, wäre er glatt geneigt gewesen, alles zu bestreiten. So sah er sich genötigt, die Fragenden mit einer Reihe von Ausflüchten abzuspeisen.

Georges Mouslin schien es ähnlich wie ihm zu ergehen. Auch der Staatssekretär machte ganz den Eindruck, als sei er soeben aus einem furchtbaren Alptraum erwacht, habe aber sämtliche Einzelheiten des Traums bereits vergessen.

Nach einer ausgiebigen Besichtigung der für die Errichtung des Kernkraftwerks in Aussicht genommenen Örtlichkeit kehrte die Reisegesellschaft nach Teheran zurück.

Giraudoux bemühte sich, gar nicht mehr an den Tempelbesuch zu denken. Und da auch Mouslin die Angelegenheit mit keinem Wort erwähnte, breitete sich bald der Mantel der totalen Vergessenheit über den Geschehnissen aus.

Die Verhandlungen mit den Iranern wurden fortgesetzt. Grundlage der Errichtung des Kraftwerks war ein Geschäft auf Gegenseitigkeit. Frankreich würde das Kraftwerk bauen, und der Iran würde mit Öllieferungen bezahlen. Auf dieser Basis hatte es bereits vorher Besprechungen zwischen iranischer Regierung und interessierten französischen Finnen gegeben. Die Verhandlungen waren weiterhin freundschaftlich und von einem guten Geist geprägt.

Dennoch wurden sie, je weiter sie sich hinzogen, mehr und mehr zu einer Strapaze für Giraudoux. Die Schuld hieran trugen jedoch keineswegs die Iraner. Nein, es war Georges Mouslin, sein Freund und Vorgesetzter, der ihm zusehends den Nerv tötete.

Er begann sich ernsthaft zu fragen, wie er diesen Menschen die ganzen Jahre über als einen Freund angesehen hatte. Einen unsympathischeren Kerl konnte er sich kaum vorstellen. Alles, was

Mouslin tat, war ihm zuwider.

An einem Morgen, beim gemeinsamen Frühstück, wäre ihm beinahe der Kragen geplatzt.

Mouslin setzte die Kaffeetasse an den Mund und entwickelte beim Trinken Geräusche, die ihm durch Mark und Bein gingen.

»Musst du eigentlich so schlürfen, Georges?«, fragte er missbilligend. »Man sollte meinen, du bist in einem Schweinestall groß geworden.«

Der Staatssekretär blickte ihn über den Rand der Tasse tückisch an. »Noch ein Wort und ich schütte dir die Brühe ins Gesicht. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?« Dann schlürfte er seelenruhig weiter.

Giraudoux zitterte vor Wut. »Du primitiver Typ! Das kannst du ja mal versuchen.«

Einen Augenblick lang sah es so aus, als würde Mouslin seine Drohung wahr machen. Er packte die Tasse bereits fester und winkelte den Arm leicht ab, besann sich dann aber doch eines Besseren. Er dachte wohl an die anderen Gäste im Frühstücksraum des Luxushotels, die auf ein solches Verhalten sicherlich befremdet reagiert hätten.

Feige ist er auch noch, dachte Giraudoux bedauernd. Er hatte seine Hand schon nach dem Konfitüreglas ausgestreckt, um Gleiches mit Gleichem vergelten zu können.

In eisigem Schweigen frühstückten die beiden weiter. Giraudoux beschäftigte sich mit einer Scheibe Toast und belegte sie dünn mit Kaviar. Dabei fühlte er sich von Mouslin beobachtet.

»Ist was?«

»Lang nur kräftig hin«, sagte der Staatssekretär. »Schmiere es dir fingerbreit drauf. Ist ja umsonst. Das musst du natürlich gebührend ausnutzen.«

Giraudoux fiel das Messer aus der Hand. »Was willst du damit sagen?«

»Dass du ein ganz unverschämter Fresser bist«, antwortete Mouslin. »Nun ja, wenn man sich so deine Herkunft betrachtet, sollte man sich eigentlich gar nicht wundern. Hast wohl einiges nachzuholen.«

Wellen eines übermächtigen Zornes durchfuhren Giraudoux. Er kam aus kleinbürgerlichen Verhältnissen und war immer besonders stolz darauf gewesen, es zu etwas gebracht zu haben.

Und nun ging dieser Sohn eines reichen Vaters, der nur durch Protektion den Aufstieg geschafft hatte, hin und erkühnte sich, seinen Werdegang in den Schmutz zu ziehen. Er kämpfte schwer mit der Versuchung, das Messer wieder in die Hand zu nehmen und es seinem Gegenüber in den Bauch zu stoßen.

Die Vernunft siegte. Kommentarlos stand er auf und verließ den Frühstücksraum. Er brauchte längere Zeit, um sich wieder einigermaßen zu beruhigen.

Den nächsten Zusammenstoß mit Mouslin gab es bei der

nachmittäglichen Konferenz mit den iranischen Verhandlungspartnern.

Es ging gerade um Zahlungsmodalitäten, ein Gebiet, auf dem Giraudoux der Experte der französischen Delegation war. Abrechnungsbasis sollte der mexikanische Dollar sein. Giraudoux plädierte dafür, den Kurs bereits jetzt festzulegen, die Iraner, auf die anhaltende Schwäche des Dollars spekulierend, wollten dies erst später tun.

Plötzlich redete Mouslin dazwischen: »Lassen Sie ihn ruhig reden, meine Herren. Er hat sowieso keine Ahnung. Alles kompletter Unsinn, was er da so erzählt.«

Giraudoux und die anderen Mitglieder der französischen Delegation saßen da wie vom Donner gerührt. Und auch die Iraner zogen verwundert die Augenbrauen hoch. Nur einer von ihnen lächelte befriedigt.

Am liebsten hätte Giraudoux Mouslin am Kragen gepackt und seinen Kopf gegen die Wand geschlagen. Dieses Bedürfnis verspürte er Irrationalerweise nicht, weil er die Verhandlungsposition seiner Seite gefährdet sah, sondern ganz einfach deshalb, weil ihn Mouslin wiederum in seiner persönlichen Ehre gekränkt hatte.

»Mistkerl!«, sagte er laut. »Verdammter Mistkerl!« Hasserfüllt blickte er den Staatssekretär an.

In den nächsten Minuten lieferten sich die beiden Diplomaten ein Schimpfduell, ohne die geringsten Rücksichten darauf zu nehmen, dass sie dies auf einer höchst offiziellen Ebene taten. Es war erschreckend und peinlich zugleich. Da an einen sinnvollen Fortgang der Verhandlungen nicht zu denken war, vertagte man sich.

Am selben Abend verkündete Mouslin, dass er die Gegenwart Giraudouxs nicht länger ertragen könne. Er ließ Verhandlungen Verhandlungen sein und erklärte, dass er kurzfristig nach Paris zurückkehren würde.

***

Die Montpelliers lebten in einer Penthouse-Wohnung im Herzen Marseilles. Wenn er es nicht schon vorher gewusst hätte, wäre Professor Zamorra spätestens jetzt klar geworden, dass er es mit schwerreichen Leuten zu tun hatte. Die Wohnung war ein Traum.

Die Lage, das Interieur – schwellender Luxus überall.

Überraschenderweise war die Frau des Mörders eher ein Fremdkörper in dieser Atmosphäre. Sie war der Typ des sprichwörtlichen Hausmütterchens, den auch Geld und Gut nicht mondän und attraktiv machten.

Sie empfing den Professor in ihrem Salon und gab bereitwillig auf seine Fragen Antwort.

Nein, sie hatte Henry seit dem Mordabend nicht wieder gesehen, abgesehen von zwei Besuchen im Untersuchungsgefängnis. Auch gehört hatte sie nichts mehr von ihm.

Ob ihr in den Tagen vor dem Mord irgend etwas an ihrem Mann aufgefallen war? Ja, durchaus! Nach seiner Rückkehr aus dem Iran – er hatte dort zusammen mit Pierre Martin geschäftliche Besprechungen geführt – erschien er ihr irgendwie verändert. Geistesabwesend, nervös, hektisch – so konnte man es wohl ausdrücken. Und seine Beziehung zu Martin? Diese Frage beantwortete sie nur mit einem Achselzucken. Ihres Wissens hatten sich die beiden in den letzten Tagen gar nicht mehr getroffen. Warum? Das wusste sie nicht zu sagen.

Zamorra verabschiedete sich. Es war nicht viel bei der Unterhaltung herausgekommen. Immerhin – Montpellier und Martin schienen sich auf dieser Iranreise entzweit zu haben. Und Montpellier war anschließend nervös und hektisch gewesen. Aber war dies der Beweis für den Einfluss eines Dämons? Sicherlich nicht.

Mit dem Leihwagen, den er sich genommen hatte, fuhr der Professor anschließend zur Villa des Ermordeten. Auch hier roch alles nach Geld – das Haus selbst, der Park ringsum, die Inneneinrichtung. Martin war Witwer gewesen. Für den Haushalt verantwortlich waren ein Hausdiener und eine Köchin. Außerdem gab es noch den Chauffeur, der mit seiner Frau in einem kleinen Anbau wohnte.

Zamorra sprach mit allen Anwesenden, erfuhr aber nichts Neues.

Die Augenzeugen des Mordes wiederholten ihre polizeilichen Aussagen. Ob Martin nach der Iranreise ebenfalls schlecht auf Montpellier zu sprechen gewesen war, konnte ihm niemand sagen. Dar Ermordete hatte keinen allzu engen Kontakt mit seinen Bediensteten gepflegt.

Wider Erwarten traf Zamorra in der Villa noch eine Person an, die in den polizeilichen Protokollen nicht erwähnt worden war: Jean Martin, den Sohn des Industriellen. Und in dem Gespräch mit dem jungen Mann deutete sich endlich ein Fortschritt an.

Jean Martin hatte ihn zu einem Drink an die Hausbar eingeladen.

Während der junge Mann die Getränke zubereitete, hatte der Professor ausgiebig Gelegenheit, ihn in Augenschein zu nehmen.

Martins Sohn war noch jung, knapp zwanzig vielleicht. Kräftig, groß und mit blonden Locken geschmückt war er sicherlich der Traum so manch schlafloser Jungfrau. Der Junge wirkte nicht unsympathisch, und doch war da etwas in seinem Wesen, das irgendwie abstoßend wirkte. Was dies allerdings war, konnte Zamorra auch nicht sagen.

Er bekam seinen Whisky. Martin, der sich selbst einen Sidecar gemixt hatte, prostete ihm zu.

»Was wollen Sie eigentlich von mir?«, fragte er. »Und vor allen

Dingen – wer sind Sie?«

Der Professor berief sich auf den Polizeipräfekten, in dessen Vollmacht er handelte. »Und was ich von Ihnen will? Nicht viel. Nur ein paar Fragen, die vielleicht ein bisschen Licht in die Dunkelheit des Mordhergangs bringen könnten.«

»Na, dann schießen Sie mal los.«

Zamorra nickte. »Wo waren Sie zur Zeit des Mordes?«, wollte er wissen.

»In Amerika. Ich studiere da, müssen Sie wissen.«

»Und Sie sind nach Europa zurückgekommen, als Sie vom…«

»… Tode meines Vaters hörte, sehr richtig.«

Wieder eine Sackgasse, dachte Zamorra. Wenn der Junge in der fraglichen Zeit gar nicht im Lande gewesen war, konnte er ihm kaum nützliche Informationen liefern.

Mit dieser Annahme sah er sich jedoch getäuscht.

»Sie wollen den Mörder meines Vaters fassen, nicht wahr?«, fragte Martin junior.

»Es ist das ständige Bestreben der Polizei, Mörder zu fassen«, antwortete der Professor ausweichend.

»Aber Sie haben bisher keinerlei Anhaltspunkte, wie Sie das anstellen sollen, stimmt's?«

Zamorra sah keine Veranlassung zuzugeben, dass die Polizei tatsächlich noch im dunkeln tappte, was den Aufenthaltsort Montpelliers anbetraf. »Das will ich nicht sagen«, antwortete er deshalb.

Martin grinste. »Na, dann sagen Sie mir doch mal, wo Montpellier jetzt ist.«

So gefragt, konnte Zamorra doch nur die Achseln zucken.

»Sehen Sie«, sprach Jean Martin weiter. »Sie haben nicht die geringste Ahnung. Aber vielleicht kann ich Ihnen die Arbeit abnehmen.«

»Sie?«

»Ich, jawohl! Ich weiß, wo der Feind ist.«

Feind? Was war denn das für eine ungewöhnliche Ausdrucksweise? Und noch etwas ließ Zamorra stutzen. Er glaubte im Gesicht des Jungen eine gewisse Veränderung feststellen zu können. Seine Züge wurden plötzlich ganz hart und kantig, und seine Augen bekamen einen feurigen Glanz. Sekunden später zeigte Martin jedoch wieder sein übliches, ein bisschen verweichlichtes Gesicht.

»Sie wissen, wo Montpellier ist?«, fragte er gespannt.

»Er kommt hierher!« Martins Stimme drückte absolute Gewissheit aus.

»Hierher? Woher wollen Sie das wissen, Monsieur Martin?«

»Ich spüre es«, sagte der junge Mann. »Ich spüre es ganz deutlich.«

Und wieder hatte Zamorra das Gefühl, dass mit dem Aussehen Martins etwas nicht stimmte. Eine Art verrutschter Heiligenschein schien über ihm, nein, hinter ihm zu schweben. Und dieser fluoreszierende Schein war nicht substanzlos, ließ die Umrisse einer höllischen Fratze erkennen.

Zamorra blinzelte, aber der Spuk war schon wieder verflogen.

Dennoch schlug sein Herz ein paar Takte schneller. Er war auf der richtigen Spur! Auch mit diesem jungen Mann stimmte einiges nicht. Diese Fratze! Durchaus möglich, dass es das Abbild eines Dämons gewesen war. Er bedauerte zutiefst, dass er sein Amulett nicht auf der Brust trug. Dann wäre alles viel leichter gewesen.

Martin stand plötzlich auf. »Ich muss jetzt gehen, Monsieur Zamorra«, sagte er. »Hat mich gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»He, nicht so schnell mit den jungen Pferden«, entgegnete der Professor und erhob sich ebenfalls. »Wo wollen Sie denn auf einmal hin?«

Der junge Mann bedachte ihn mit einem kalten Blick. »Bin ich Ihnen etwa Rechenschaft schuldig? Ich bin ein freier Bürger und kann tun und lassen, was ich will.«

Zamorra entging nicht, dass eine seltsame Unruhe den Sohn des Ermordeten befallen hatte. Von seiner anfänglichen Gelassenheit war nichts mehr zu erkennen. Hektik und Nervosität standen ihm förmlich im Gesicht geschrieben.

»Sicherlich sind Sie ein freier Bürger, Monsieur Martin«, sagte der Professor.

»Aber vergessen Sie nicht, dass die Polizei…«

»Liegt vielleicht etwas gegen mich vor?«, unterbrach Jean Martin.

»Wollen Sie mich verhaften? Ich glaube kaum, dass dazu ein Grund vorliegt.«

Zamorra resignierte scheinbar. »Natürlich kann ich Sie nicht zwingen, Monsieur Martin. Bitte sehr, wenn Sie gehen wollen… Ich halte Sie nicht auf.«

»Gut, dass Sie es einsehen«, sagte Martin. Dann nickte er dem Professor kurz zu und verließ eilig den Raum, ganz so als sei er der Gast und Zamorra der Hausherr.

Der Parapsychologe gab ihm einen kleinen Vorsprung und folgte dann.

***

Eins musste Zamorra dem jungen Mann lassen: Er war ein exzellenter Autofahrer. Selten hatte er sich so anstrengen müssen, den Anschluss nicht zu verlieren. Er war froh, dass er bei der Mietwagenfirma einen PS-starken Wagen genommen hatte. Anderenfalls wäre er von Martin längst abgehängt worden.

Die Fahrt ging in nördlicher Richtung, auf die Autobahn. Und dort fuhr Martin mehr oder weniger nur auf der Überholspur.

Der Professor fragte sich immer wieder, wo Martin hinwollte.

Wusste er wirklich, wo Henry Montpellier steckte? Oder hatte er tatsächlich ein ganz anderes Ziel, ein Ziel, das mit der ganzen Angelegenheit nicht das geringste zu tun hatte? Zamorra glaubte jedoch nicht so recht an diese Möglichkeit.

Das zweite Problem, das ihn intensiv beschäftigte, waren die seltsamen Trugbilder, die ihm an der Bar erschienen waren. Trugbilder?

Nein, er war sich eigentlich ganz sicher, dass er keine Hirngespinste gesehen hatte. Da war etwas gewesen.

Vorerst stellte er alle Überlegungen zurück und konzentrierte sich ganz auf die Fahrt. Die Dunkelheit war inzwischen angebrochen, und ein starker Regenfall behinderte Sicht und Spurtreue des Wagens. Es war wirklich kein Vergnügen, bei diesen Verhältnissen mit mehr als hundert Sachen über die Autobahn zu brausen.

Schließlich, Salon und Avignon lagen bereits ein ganzes Stück zurück, verließ der verfolgte Wagen die Überholspur und scherte auf die Normalspur ein. Ein Hinweisschild, kündigte eine baldige Ausfahrt an. Wollte Jean Martin hier die Autobahn verlassen?

Er wollte. Seine Bremslichter flammten auf und leicht schleudernd ging der Wagen in die Ausfahrtkurve.

Da Zamorra wenig daran gelegen war, Martin darauf aufmerksam zu machen, dass er sich an seine Fersen geheftet hatte, hielt er sich ein Stück zurück. Diese Maßnahme hätte sich beinahe als Fehler erwiesen. Als der Professor in die Landstraße einbog, war weit und breit von Martins Fahrzeug nichts zu erkennen. Er war verblüfft. Die Landstraße erstreckte sich schnurgerade in beide Richtungen. Wo, zum Teufel, war Martin geblieben? Hatte er irgendwo geparkt und die Lichter gelöscht?

Zamorra fuhr ganz langsam weiter und fand dann des Rätsels Lösung. In geringer Entfernung befand sich die Autobahnauffahrt zurück nach Marseille. Dennoch, es gab keine andere Möglichkeit.

Martin musste diesen Weg eingeschlagen haben.

Wenn er auch keinen rechten Sinn erkennen konnte, kehrte auch der Professor auf die Autobahn zurück. Richtung Marseille.

Die Autobahn war stark befahren. Martin hatte durch sein Zögern nun natürlich bereits einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen. Es würde schwer fallen, ihn wieder aufzuholen. Der Professor versuchte es trotzdem.

Er trat das Gaspedal voll durch und raste los. Beinahe hätte er abermals einen Fehler gemacht. In letzter Sekunde erkannte er rechter Hand einen Parkplatz. Und auf diesem Parkplatz stand Jean Martins

Wagen. Er bekam gerade noch mit, wie die Lichter des Fahrzeugs gelöscht wurden.

Da Wendemanöver auf der Autobahn nur von potentiellen Selbstmördern unternommen wurden, blieb Zamorra gar nichts anderes übrig, als noch ein ganzes Stück weiterzufahren und seinen Wagen dann auf dem Randstreifen abzustellen. Ein Gutes hatte dieser Zwang immerhin doch: Martin konnte beim besten Willen nicht ahnen, dass der Professor in der Nähe war.

Bis zum Parkplatz hatte er ungefähr dreihundert Meter zurückzulegen. Der Regen peitschte ihm ins Gesicht und durchnässte jede Faser seines Anzugs. Aber Zamorra ließ sich durch diese misslichen Umstände nicht abschrecken. Er war sich ziemlich sicher, auf einer heißen Spur zu sein.

Der Parkplatz war von kleineren Bäumen und Büschen umgeben.

Zamorra begrüßte dies sehr, denn so hatte er keine Mühe, sich vollkommen ungesehen an Martins Fahrzeug heranzumachen. Hinter einem Strauch, der genügend Deckung bot, kauerte er nieder. Er hatte Jean Martins Wagen ganz genau im Blickfeld.

Martin selbst konnte er nur sehr undeutlich wahrnehmen. Als dunklen Schatten, der sich hinter der Windschutzscheibe abzeichnete. Dann und wann blitzten kleine Lichtpünktchen auf. Zamorra nahm an, dass der junge Mann eine Zigarette rauchte.

In der nächsten halben Stunde tat sich nicht das Geringste. Der Professor hatte ausgiebig Gelegenheit, darüber Spekulationen anzustellen, was Martin auf diesem Parkplatz suchte. Wartete er wirklich auf Henry Montpellier? Aber woher wollte er wissen, dass der Mörder seines Vaters wirklich hier entlang kommen würde?

Ihm blieb nichts anders übrig, als abzuwarten. Die Zeit wurde ihm ziemlich lang. Er war inzwischen so nass geworden, dass er sich wie ein riesiger Schwamm vorkam. Außer Martins Fahrzeug blieb der Parkplatz völlig leer. Die Autofahrer versprachen sich wohl nichts davon, hier bei diesem Sauwetter Rast zu machen. Martin jedoch machte keinerlei Anstalten, seine Fahrt fortzusetzen.

Und dann plötzlich geschah es.

Zamorra hörte, wie Jean Martin den Motor anstellte. Wenn er jetzt wegfahren würde, hatte Zamorra nur noch wenig Chancen. Ehe er seinen eigenen Wagen erreichen könnte, wäre Martin so ziemlich über alle Berge gewesen.

Aber Martin dachte gar nicht daran, das Weite zu suchen, obgleich es anfänglich ganz danach aussah.

Sein Wagen setzte sich langsam in Bewegung. Die Scheinwerfer wurden nicht eingeschaltet. Martin fuhr im Schritttempo auf die Einfahrt zur Autobahn zu. Auf der rechten Spur der Autostraße näherte sich mit mittlerer Geschwindigkeit ein anderes Auto. Martin

schlug offenbar bereits das Lenkrad ein, denn sein Wagen zog eindeutig nach links.

Was hatte der Bursche vor? Wollte er den anderen PKW, der jetzt fast heran war, absichtlich rammen?

Es kam alles ganz anders.

Die Bremsen des sich nähernden Fahrzeugs quietschten plötzlich laut auf. Der fremde Wagen machte einen Schlenker nach rechts und bog mit relativ hoher Geschwindigkeit auf den Parkplatz ein. Er befand sich jetzt im Rücken von Jean Martin. Wieder quietschten die Pneus. Aber der Neuankömmling schaffte es nicht mehr, sein Fahrzeug ganz abzubremsen. Er fuhr von hinten gegen Martins Auto, das inzwischen wieder zum Stillstand gekommen war.

Die unangenehmen Geräusche von splitterndem Glas und sich verbiegendem und ineinander bohrendem Blech drangen an Zamorras Ohr.

Und dann ging es Schlag auf Schlag.

Die Vordertür des fremden Wagens wurde, obgleich sie sichtbar durch den Zusammenprall in Mitleidenschaft gezogen worden war und fraglos klemmte, mit brutaler Kraft aufgedrückt. Eine dunkle Gestalt stürzte heraus. Auch Jean Martin löste sich vom Fahrersitz und sprang aus seinem Auto. Dann stürmten die beiden, Martin und der Fremde, aufeinander los. Im Scheinwerferlicht des fremden Wagens trafen sie zusammen.

Was dann geschah, war so unglaublich, dass selbst Zamorra, der schon so einiges gesehen hatte, an seinem Verstand zu zweifeln begann. Er kam gar nicht dazu einzugreifen. Wie gebannt kauerte er hinter seinem Busch und blickte auf das unfassbare Geschehen, das sich da vor seinen Augen abspielte.

Die beiden Gestalten rangen miteinander. Aber es war kein normaler Ringkampf. Es war das Duell zweier Titanen, die aus einer anderen Wellt gekommen zu sein schienen. Nicht Hände und Fäuste drangen aufeinander ein, sondern Krallen, Klauen, Pranken und Tatzen. Ein Schlund, aus dem pfeilspitze Reißzähne hervorragten, ein horniger, riesiger Schnabel, gebogen wie eine Sense, belauerten sich, waren jederzeit bereit zu schlingen, zu reißen, zu zerfleischen.

Heisere, gutturale Laute, zischend, knurrend, krächzend, brüllend, schmerzerfüllt und triumphierend versinnbildlichten eine Sinfonie des Grauens.

Heißer Atem, begleitet vom Geruch des Todes, verwandelte die fallenden Regentropfen in kleine Dampfwölkchen. Am Rande der Lichtung stehende kleine Bäume wurden mit Urgewalt entwurzelt, wie Keulen geschwungen und krachten splitternd auf eisenharte Schädel und Glieder.

Die Erde bebte, wenn einer der massigen Körper auf sie stürzte.

Der Beton des Parkplatzes barst wie Holz.

Zamorra stockte der Atem. Kämpften hier Menschen – Jean Martin, mit dem er noch vor ein paar Stunden einen gemeinsamen Drink genommen hatte, und ein fremder Mann, der soeben in einem ganz normalen Auto auf der Bildfläche erschienen war?

Nein, das waren keine Menschen.

Der Professor tastete nach seiner Pistole. Sein Amulett wäre ihm zwar tausendmal lieber gewesen, aber für den Fall eines Falles wollte er wenigstens in etwa gerüstet sein. Mit normalen Körperkräften konnte er gegen keine der beiden Gestalten, die bar jeder Menschlichkeit waren, auch nur das Geringste ausrichten. Er befand sich in unmittelbarer Nähe des Kampfgetümmels. Wenn die Ungetüme auf ihn aufmerksam wurden…

In dieser Beziehung machte er sich unbegründete Gedanken. So schnell wie alles begonnen hatte, war es plötzlich auch zu Ende.

Eine der Gestalten stieß noch einen markerschütternden, unsagbar gequälten Schrei aus und lag dann ganz still.

Der Kampf war vorüber.

Und abermals glaubte Zamorra, seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Dort, wo vor Sekunden noch zwei Ausgeburten einer krankhaften Phantasie ein mitleidloses Gemetzel veranstaltet hatten, stand ganz ruhig und gelassen Jean Martin. Und zu seinen Füßen, dicht neben einem entwurzelten jungen Baum, lag ein anderer ganz normal aussehender Mann. Der Professor konnte sein Gesicht ganz genau sehen und erkannte es von den Fotos Kommissars Laroche wieder.

Henry Montpellier!

Mit der schussbereiten Pistole im Anschlag verließ Zamorra seine Deckung und trat mit langsamen Schritten auf den Ort des Geschehens zu.

***

»Ich glaube, es ist jetzt an der Zeit, einige Erklärungen abzugeben, Monsieur Martin. Meinen Sie nicht auch?«

Zamorra sah den jungen Mann, der noch vor wenigen Minuten einer urtümlichen Vogelbestie ähnlicher gesehen hatte als einem menschlichen Wesen, scharf und wachsam an. Er ging kein Risiko ein und hielt den Revolver nach wie vor in der Hand.

Martin, aus zahlreichen furchtbar aussehenden Wunden blutend, starrte ausdruckslos zurück. Die Schmerzen, die er verspüren musste, ignorierte er anscheinend völlig.

»Erklärungen?« Er zuckte die Achseln. »Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht viel sagen. Stehe selbst vor einem ziemlichen Rätsel.«

Und in der Tat – wie er da so stand, offensichtlich verwirrt, unsicher seine Umgebung betrachtend, vermittelte er ganz und gar den

Eindruck eines Menschen, der sich im Wald verlaufen hat und nun nicht mehr aus noch ein weiß.

Zamorra seufzte. »Schön, gehen wir der Reihe nach vor. Sie haben gewusst, dass Henry Montpellier hier vorbeikommen würde. Woher? Hatten Sie sich mit ihm verabredet?«

»Ich habe mich nicht mit ihm verabredet. Das letzte Mal habe ich ihn vor ungefähr drei Jahren gesehen.«

»Aber Sie haben doch ganz eindeutig hier auf ihn gewartet. Das wollen Sie doch wohl nicht bestreiten, oder?«

Martin nickte. »Ja, ich habe gewusst dass er hier vorbeikommen wird.«

»Und woher?«

Wieder zuckte der junge Mann mit den Achseln. »Das kann ich Ihnen nicht sagen«, meinte er mit einer Stimme, die durchaus ehrlich klang. »Mein Gefühl hat es mir gesagt. Ich war mir ganz sicher.«

»Aha!« Zamorra mußte diesen Satz erst einmal verdauen. »Und wie erklären Sie sich die Tatsache, dass Montpellier ganz offensichtlich von Ihrem Hier sein wusste?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht…«

»Vielleicht?«

»Vielleicht hatte er es auch im Gefühl. Genauso wie ich.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte der Professor. »Sind Sie und Montpellier etwa Gedankenleser?« Und als Martin nicht in der Lage war, diese Frage zu beantworten, fuhr er fort: »Gehen wir weiter im Text. Es ist also unbestreitbar, dass Sie Montpellier hier aufgelauert haben. Sie hatten von vornherein vor, ihn zu töten.«

Martin fuhr sich mit der Hand durchs Gesicht und wischte Blut weg, das aus einer tiefen Stirnwunde auf sein Gesicht tropfte. »Ich weiß nicht«, sagte er zum wiederholten Mal. »Sicherlich, er hat meinen Vater umgebracht…«

»Blutrache?«, warf Zamorra ein.

»Blutrache? Aber nein, ich würde doch nicht… Ich habe Montpellier gehasst, abgrundtief gehasst. Nicht weil er meinen Vater umgebracht hat, sondern … Tut mir leid, Monsieur Zamorra. Ich kann es mir selbst nicht erklären. Ich habe ihn so sehr gehasst! Ja, wahrscheinlich habe ich ihn deswegen getötet.«

Eine unbefriedigende Erklärung. Zamorra fragte sich, warum man jemanden hasste, den man seit drei Jahren nicht gesehen hatte.

Wenn nicht Rache sein Motiv war… Des Rätsels Lösung musste in der Tatsache zu suchen sein, dass sich Martin und Montpellier vor seinen Augen in Ungeheuer verwandelt hatten. Die Parallelen zum Mordfall Pierre Martin lagen klar auf der Hand. Die Aussagen Jean Martins unterschieden sich kaum von denen Henry Montpelliers.

Zwei Morde unter dämonischen Umständen.

Dämonische Umstände!

Als Zamorra dann entsprechende Fragen an den jungen Mann richtete, zog er – ganz wie erwartet – eine Niete. Martin konnte sich an Einzelheiten des Kampfes mit Montpellier nicht im mindesten erinnern. Und als der Professor ihm erzählte, dass er Bäume ausgerissen und wie eine Horrorgestalt ausgesehen habe, blickte er höchst verblüfft und ungläubig drein.

»Sie scherzen, Monsieur Zamorra«, sagte er nur. Die entwurzelten Bäume gaben ihm aber doch schwer zu denken.

Zamorra erkannte, dass Martin jetzt keine Gefahr mehr darstellte und steckte seine Pistole weg. Dann machte er sich daran, den jungen Mann mit Hilfe des Autoverbandskastens notdürftig zu verarzten.

Die Wunden sahen auf den ersten Blick entsetzlich aus. Allerdings wirklich nur auf den ersten Blick. Ein zweiter Blick überzeugte den Professor davon, dass bereits ein erstaunlicher Heilungsprozess eingesetzt hatte. Zu diesem rätselhaften Phänomen passte auch die Tatsache, dass sich Martins Schmerzen durchaus in erträglichem Rahmen hielten. Er klagte jedenfalls kaum. Und wenn er auch stark geschwächt erschien, so konnte doch von totaler Erschöpfung keine Rede sein.

Nein, Jean Martin war ganz gewiss kein normaler Mensch.

Nachdem Zamorra den jungen Mann verbunden hatte, wandte er seine Aufmerksamkeit dem still am Boden liegenden Montpellier zu.

Der Tote sah bei weitem nicht so ›gut‹ aus wie sein Mörder. Seine Wunden, nicht von diesem geheimnisvollen Heilungsprozess erfasst, ließen in der Tat an einen Kadaver denken, über den ein Schwarm fressgieriger Geier hergefallen war. Zamorra musste die Zähne zusammenbeißen, um sich nicht von einer näheren Untersuchung abbringen zu lassen.

Montpelliers Äußeres, einmal abgesehen von den Kampfesspuren, machte einen recht guten Eindruck. Seine Kleidung war neu und gepflegt. Zamorra griff in die Taschen seines Anzuges und forderte eine ebenfalls neue Brieftasche zutage. Er öffnete sie und fand verschiedene Papiere. Mit hochgezogenen Augenbrauen stieß er auf einen Reisepass, dessen Passbild eindeutig auf Montpellier passte.

Nur der Name stimmte nicht. Er lautete auf Henrique Varacco und wies seinen Besitzer als Spanier aus.

Kein Zweifel, dies war ein falscher Pass, den sich Montpellier ganz offensichtlich von einem Fachmann beschafft hatte. In der Brieftasche befanden sich außerdem noch diverse große Francnoten und ein Flugticket nach Teheran. Für einen Menschen, der von der Polizei gejagt wurde, schien Montpellier mit außerordentlich klarer Überlegung gehandelt zu haben.

Die große Frage war nur, warum hatte er seinen Flug nach Teheran

nicht wahrgenommen? Die Maschine, die er gebucht hatte, war bereits am Vormittag in den Mittleren Osten geflogen. Montpellier hatte es sich aus unbekannten Gründen wieder anders überlegt.

Dann plötzlich stutzte Zamorra. Dicht über den Toten gebeugt erkannte er, dass Hemd und Unterhemd infolge des Kampfes über der Brust aufgerissen waren. An einem schmalen Goldkettchen war ein etwa daumengroßer Anhänger befestigt. Ein Amulett, ähnlich dem, das er stets zu tragen pflegte. Die Scheinwerferbeleuchtung war nicht stark genug, um Einzelheiten klar auszumachen, aber was Zamorra jetzt schon sehen konnte, machte ihn ganz unruhig.

Er griff in eine Jackettasche, holte sein Feuerzeug hervor und stellte die Flamme auf Maximum. Mit der hohlen Hand schützte er die Flamme vor dem Regen. So, jetzt war es hell genug. Er beugte sich wieder über Montpellier und führte das Licht ganz dicht an das Amulett heran.

Unwillkürlich fuhr er zurück. Das war doch…

Wieder beugte er sich vor und zwang sich, ganz genau hinzublicken.

Das Amulett zeigte eine kunstvoll stilisierte Figur, halb Mensch, halb Raubtier. Aber beide Teillebewesen entsprachen nicht einem genauen Abbild der Natur. Körperform und Gesicht waren entsetzlich verzerrt. Die Symmetrie stimmte nicht, ließ an Chaos und Perversion denken. Ein irrsinniger Künstler mit einer geradezu abartigen Vorstellungskraft schien dieses Bildnis entworfen zu haben.

Zamorra erschauderte. Dies jedoch weniger auf Grund des beklemmenden Anblicks der Ministatue. Was ihn frösteln ließ, war die Tatsache, dass Henry Montpellier während des mörderischen Kampfes mit Martin ein genaues Ebenbild dieser Figur gewesen war.

Er streckte seine Finger nach dem Amulett aus und nahm es in die Hand.

Ein feuriger Blitz zuckte durch seinen Körper, breitete sich wellenförmig aus, war gleichzeitig in Haarspitzen und Zehennägeln. Zamorra glaubte zu fallen, tief, unendlich tief. Ein Abgrund, in dem der Irrsinn zu Hause war, verschlang ihn mit Haut und Haaren. Sinneseindrücke, fremdartig und nicht erklärbar, stürmten mit Urgewalt auf ihn ein.

Ein Gedanke drängte sich ihm auf: *Halum! Mein Name ist Halum!*

Ich bin Halum!

***

Zamorra konnte sich nicht erinnern, wie lange er in vorgebeugter Haltung über Henry Montpellier gekauert hatte. Sein Erinnerungsvermögen war etwas durcheinander geraten, wies Lücken auf, die er sich selbst nicht erklären konnte.

Was war geschehen? Montpelliers Anblick hatte gewisse

Halluzinationen heraufbeschworen. Eine Lichtexplosion… abgrundtiefe Dunkelheit danach … ein Name …

Nein, er konnte sich nicht mehr entsinnen. Er schüttelte das ungute Gefühl ab, etwas Wesentliches übersehen zu haben und konzentrierte sich wieder auf die Gegenwart.

Montpelliers Brieftasche lag neben dem Toten. Zamorra nahm sie hoch und steckte sie ein. Dann richtete er sich auf. Dem Toten waren keine Informationen mehr abzugewinnen, die er nicht schon kannte.

Er musste jetzt dafür sorgen, dass Ermordeter und Mörder in Gewahrsam gebracht wurden.

Er ging auf Jean Martin zu, der sich in einigen Metern Entfernung auf seinen verbeulten Wagen stützte. Es hatte inzwischen aufgehört zu regnen. Der Himmel war heller geworden, da der Mond inzwischen die Wolkendecke durchdrungen hatte. Auf der Autobahn floss der Verkehr unentwegt weiter. Niemand achtete auf den Parkplatz.

»So, Monsieur Martin«, sagte er. »Wir gehen wohl jetzt am besten.«

Martin antwortete nicht. Er sah den Professor mit einem eigenartigen Gesichtsausdruck an. Seine Augen, im Licht der schrägstehenden Autoscheinwerfer deutlich zu erkennen, waren ganz groß und seltsam totengleich. Dies jedoch nur einen kurzen Augenblick lang, dann erwachten sie zu unheimlichem Leben.

Die Pupillen wurden zu glühenden Stecknadelköpfen, erweiterten sich anschließend zusehends. Das Feuer, das in ihnen loderte, wuchs mit. Aber es waren nicht allein die Augen, die sich auf eine erschreckende Art und Weise veränderten.

Sein Mund wölbte sich vor, wurde zu einer Einheit mit der Nase.

Haut und weiches Fleisch schwanden dahin, wandelten sich um in schuppiges Horn, das untere Ende scharf wie eine Spitzhacke. Die Stirn wich zurück, machte bunten Federn Platz. Seine Hände zuckten vor. Finger waren nicht mehr zu erkennen, statt dessen zitternde Greifklauen.

Ein hoher, tierischer Laut entrang sich der Kehle des Wesens, das soeben noch ein leicht verstörter junger Mann namens Jean Martin gewesen war.

Das Wesen kam auf ihn zu.

Zamorra wich zurück. Das Blut floss schneller in seinen Adern, pulsierte heiß und aufgeregt. Da war ein eigenartiges Zerren in seinen Muskeln.

Aber er konnte es nicht auf die reinen Körperkräfte ankommen lassen. Nur allzu deutlich hatte er den furchtbaren Zweikampf vor sich, der sich vor wenigen Minuten hier abgespielt hatte. Er wusste, dass er absolut chancenlos war, wenn dieses Ungeheuer über ihn herfiel.

Es war fast heran. Der Pesthauch seines Geierschnabels streifte ihn

bereits. Mit einer blitzartigen Bewegung griff er in die Tasche, riss den Revolver hervor.

»Zurück!« rief er. »Zurück, oder…«

Er trat zwei Schritte nach hinten, stolperte über einen der ausgerissenen Bäume und schlug rücklings hin.

Das Ungeheuer stieß einen gellenden Triumphschrei aus, warf sich mit gespreizten Krallen auf ihn.

Im letzten Sekundenbruchteil wälzte sich Zamorra zur Seite. Dann feuerte er. Krachend entlud sich der Revolver.

Er war sich ganz sicher, getroffen zu haben, aber der alptraumhafte Schädel der Kreatur kam weiterhin auf ihn zu. Zamorra hatte keine andere Wahl. Immer wieder drückte er ab. Kugel auf Kugel bohrte sich in die höllische Vogelstirn.

Und dann endlich bestand keine Gefahr mehr. Der unheimliche Angreifer stürzte schwer zu Boden, rührte sich nicht mehr.

Und wieder geschah das Unfassbare, das er schon vorhin beobachtet hatte: Aus dem grässlichen Ungeheuer wurde wieder ein ganz normal aussehender Mensch, der tot war, und in nichts daran erinnerte, dass er eine außergewöhnliche Metamorphose hinter sich hatte.

Zamorra sprang auf die Füße. Immer noch von gesundem Misstrauen erfüllt, trat er näher. Sein erster Eindruck bestätigte sich. Jean Martin war tot. Die Kugeln hatten sein Gehirn zerstört, auch wenn es sich zeitweilig hinter einer überdimensionalen Vogelstirn versteckt hatte.

Der Professor steckte die Pistole weg und beugte sich über den Leichnam. Wie vorher schon Montpellier untersuchte er nun auch Martin. Seine tastenden Finger, die über die Brust des jungen Mannes wanderten, kamen in Berührung mit einem harten Gegenstand, den das Hemd verbarg.

Er knöpfte das Hemd auf und erblickte einen Anhänger, der an einem goldenen, um den Hals geschlungenen Kettchen hing.

Ein plötzliches, unbestimmtes Hassgefühl durchströmte Zamorra.

Abscheu und Ekel von ungewöhnlicher Intensität ergriffen Besitz von ihm.

Aber der Professor war kein Mensch, der sich von Stimmungen leiten ließ. Langsam, ganz langsam, streckte er seine Finger nach dem Amulett aus. Unwillkürlich zögerte er. Ihm war, als würde ihn eine unsichtbare Hand festhalten. Dann jedoch packte er zu.

Seine Finger waren kaum damit in Berührung gekommen, als sozusagen von einem Sekundenbruchteil zum anderen ein Schleier vor seinem Gedächtnis weggerissen wurde.

Dieses Amulett… Hatte er nicht vorhin bei Henry Montpellier etwas ähnliches gesehen? Aber natürlich! Er hatte sich über den Toten gebeugt, um die Einzelheiten besser erkennen zu können.

Dann hatte er es in die Hand genommen. Und anschließend glatt

vergessen! Er verstand das nicht. Sein Erinnerungsvermögen arbeitete doch sonst ganz hervorragend. War er etwa im Begriff, zu verkalken?

Und wo befand sich Montpelliers Amulett jetzt? Er hatte nicht die geringste Ahnung.

Das Problem seiner Vergesslichkeit vorübergehend in den Hintergrund drängend, beschäftigte er sich mit Martins Kettenanhänger, einer kleinen Figur aus einem diamantharten Material. Die Figur war ein grässliches Zwitterwesen, eine widerwärtige Kreuzung aus Urmensch und Vogelbestie, abstoßend und faszinierend zugleich.

Zamorra stutzte. Verdammt… So hatte Jean Martin ausgesehen.

Zuerst in seinem mörderischen Kampf mit Henry Montpellier und dann wieder kurz bevor er gezwungen war, ihn mit dem Revolver zu töten.

Und das andere, Montpelliers Amulett? Er erinnerte sich jetzt ganz genau.

Auch hier hatte es sich um eine dämonische Figur gehandelt, die dem kämpfenden Industriellen ähnlich gewesen war.

Er löste Kettchen und Anhänger von Martins Hals und steckte beide in die Tasche. Gedankenvoll erhob er sich aus einer gebückten Haltung.

Er beschloss seinen Wagen zu holen, um die beiden Toten abzutransportieren. Während er den Parkplatz verließ, spürte er plötzlich, dass etwas ganz sacht gegen seine Brust schlug, im Rhythmus seiner Schritte.

Sein eigenes Amulett? Nein, das ruhte in einer Lederschatulle auf Château Montagne.

Er fuhr sich mit der Hand über die entsprechende Stelle und fühlte durch den Hemdstoff hindurch die Umrisse eines kleinen, harten Gegenstands.

Er brauchte nicht lange, um sich darüber klar zu werden, um was es sich handelte. Es war Henry Montpelliers Amulett, über dessen Verleib er sich bereits Gedanken gemacht hatte.

Verblüfft runzelte er die Stirn. Er konnte sich nicht im mindesten erinnern, das Ding umgelegt zu haben.

Und noch eine Überraschung wartete auf ihn.

Er hörte hinter sich das typische Geräusch eines Autoanlassers.

Als er sich umdrehte, sah er in der Parkplatzausfahrt eine dunkle Limousine auftauchen, die ihm bisher überhaupt nicht aufgefallen war. Der Wagen bog jetzt auf die Autobahn ein, beschleunigte schnell und fuhr an ihm vorüber.

Das Fahrzeug war unbeleuchtet. Erst mehrere hundert Meter weiter sah er wie die Rücklichter angingen.

Gedankenvoll schritt er weiter den Randstreifen zu seinem Auto

entlang.

***

Der Professor hatte einige Mühe, den Nachtdienst tuenden Beamten im Marseiller Polizeipräsidium die Herkunft der beiden Leichen glaubhaft zu machen. Anfänglich hielt man ihn sogar für den Mörder und wollte ihn gleich dabehalten. Erst ein Telefonanruf in der Privatwohnung des Präfekten, der bereits seit Stunden den Schlaf der Gerechten schlief, bereinigte die Situation. Er verblieb mit Lepine bis zum nächsten Morgen und verbrachte den Rest der Nacht in einem Hotel.

Nach dem Frühstück fuhr er dann wieder ins Präsidium und erstattete Lepine und dem gleichfalls anwesenden Laroche Bericht.

»Wie ich die Sache sehe«, kam er zum Abschluss, »sind diese Talismane irgendwie dafür verantwortlich, dass Martin und Montpellier ihre menschliche Gestalt verändern konnten und zu blutgierigen Bestien wurden. Wenn es Ihnen recht ist, würde ich die Amulette gerne mit nach Hause nehmen. Vielleicht finde ich in meiner reichhaltigen Bibliothek irgendwelche Hinweise.«

Der Präfekt stimmte zu. »Ich wäre Ihnen wirklich dankbar, wenn Sie noch weiter in dieser Angelegenheit tätig würden, Professor«, sagte er. »Man sagt ja wohl nicht umsonst, dass Sie auf Ihrem Gebiet der größte Könner der Erde sind.«

Zamorra wehrte diese Lobeshymnen energisch ab und wurde sofort wieder sachlich.

»Sagen Sie, Monsieur Laroche, eigentlich müsste Ihnen doch der Talisman bei Henry Montpellier aufgefallen sein.«

Der Kommissar nickte.

»Und?«, setzte Zamorra nach. »Haben Sie eine Untersuchung des Amuletts vorgenommen?«

»Nein«, sagte Laroche. »Erstens habe ich dem Ding keine Bedeutung beigemessen. Und zum zweiten müssen Sie bedenken, dass der Industrielle nur ein Untersuchungsgefangener war, kein verurteilter Mörder. Wir hatten nicht das Recht, ihm seinen Glücksbringer abzunehmen.«

»Glücksbringer?«, hakte Zamorra ein. »Hat er das Ding als Glücksbringer bezeichnet?«

»Nein, das hat er nicht. Das Amulett ist überhaupt nicht zur Sprache gekommen. Aber normalerweise trägt man so einen Talisman doch als Glücksbringer.«

»Mag schon sein«, stimmte der Professor zu. Und in Gedanken fügte er hinzu: *Manchmal auch nicht!*

Der Kommissar sprach weiter: »Und außerdem… Warten Sie mal! Da Sie gerade davon sprechen, fällt mir etwas ein.«

Er blätterte in der mitgebrachten Akte herum und schlug eine bestimmte Seite auf.

»Ja, hier ist es. Im Bericht des Gefängniskrankenhauses wird das Amulett kurz erwähnt. Als man seine Wunden behandelte, waren Kette und Anhänger im Wege. Aber sie ließen sich nicht entfernen.«

»Ließen sich nicht entfernen – was heißt das?«, fragte Zamorra.

»Hier heißt es wörtlich: *›… schien der Gegenstand mit der Haut verwachsen zu sein, so dass er sich nicht entfernen ließ.‹* Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen. Ich könnte natürlich noch einmal im Krankenhaus nachfragen. Legen Sie Wert darauf, Monsieur Zamorra?«

»Nein, lassen Sie mal. Die Diagnose ist ja eigentlich ziemlich klar.«

Trotzdem verblüffte ihn die Notiz aus dem Krankenhaus nicht wenig. Er selbst hatte nicht die geringsten Schwierigkeiten gehabt, den Toten die Kettchen nebst Anhänger abzustreifen. Und das Amulett Henry Montpelliers, das an seinem Hals baumelte, hinterließ ganz bestimmt nicht den Eindruck, als sei es mit der Haut fest verwachsen.

»Und wie ist es mit Pierre Martin?«, fragte er. »Nach Adam Riese hätte der eigentlich auch so ein Amulett haben müssen.«

»Martin senior? Nein!«

»Sind Sie ganz sicher?«

»Vollkommen«, antwortete der Kommissar. »Martins Leiche ist peinlich genau untersucht worden. Schon wegen der mörderischen Entstellungen. Ein Amulett wäre ganz bestimmt aufgefallen.«

»Hm«, machte Zamorra. Nach seinen bisherigen Kenntnissen der Dinge hätte er schwören mögen, dass der Vater von Jean ebenfalls so eine Teufelsfratze mit sich herumgeschleppt hatte. Auch er hatte, den Augenzeugen zufolge, die Gabe besessen, sich in ein Ungeheuer zu verwandeln. Und wenn der Schlüssel zu diesem zweifelhaften Erfolg die Amulette waren…

Eine Weile später verließ er die Arbeitssuite des Präfekten mit dem Versprechen, sich sofort zu melden, wenn er neue Einsichten gewonnen hatte.

Auf dem Weg zum Bahnhof spielte er gedankenverloren mit dem Amulett Jean Martins herum, das sich nach wie vor in seiner Hosentasche befand.

Die Geschichte gefiel ihm ganz und gar nicht.

***

Schon als das Flugzeug, das ihn von Teheran nach Paris bringen sollte, gerade in der Luft war, fing Staatssekretär Georges Mouslin an, sich mit Selbstvorwürfen zu überhäufen.

Nie und nimmer hätte er so überstürzt abreisen sollen. Was hatte er jetzt davon? Giraudoux, diese verdammte Niete, beherrschte das Feld ganz allein.

Giraudoux!

Er versuchte mit aller Kraft, nicht an diesen Kerl zu denken, aber er hatte mit seinen Bemühungen keinen Erfolg. Ob er sich auf den strammen Busen der Stewardess konzentrierte oder sich in mitgeführte Akten vertiefte, spielte überhaupt keine Rolle. Stets erschien statt diplomatischen Texten oder fraulichen Reizen die üble Visage dieses Widerlings vor seinem geistigen Auge.

Gott, wie er dieses Subjekt hasste! Eine solche Schande der Natur musste vom Erdboden getilgt werden. Und was hatte er getan? Er war abgereist, hatte die große Chance, dem Feind zu zeigen, was die Butter kostete, nicht wahrgenommen. Was war er doch für ein Schwächling.

Das Blut in seinen Adern kochte fast, drohte die Blutbahnen zu sprengen. Seine Kiefer schmerzten, so sehr biss er die Zähne zusammen. Er hielt es in seinem eigenen Körper fast nicht mehr aus.

Giraudoux!

Er nahm wahr, dass die Stewardess vor ihm stand, und blickte hoch. Das Mädchen, eine Blondine, die genau seiner Kragenweite entsprach, fuhr augenblicklich mehrere Schritte zurück. Ihre Augen weiteten sich wie in unverhohlenem Entsetzen.

»Fehlt Ihnen etwas, Mademoiselle?«, fragte er.

Halt, was war das? Er erkannte seine eigene Stimme fast nicht wieder. Sie hörte sich brummend, knurrend, richtig wild an.

Nun mach aber einen Punkt, George, sagte er zu sich selbst. *Die Kleine kann ja nun wirklich nichts dafür, dass Giraudoux so ein niederträchtiges Element ist.*

»Nein, nein, Monsieur«, stotterte das Mädchen, warf ihm nochmals einen ängstlichen Blick zu und ging dann weg, um sich um einen anderen Fluggast zu kümmern.

Mouslin zuckte die Achseln und beschäftigte sich in Gedanken wieder mit dem Feind.

Seine Unruhe wuchs. So ging es nicht. Er konnte Giraudoux nicht einfach so zurücklassen. Eigentlich gab es für ihn nur eine Devise: Er musste zurück, sofort!

Aber wie? Um möglichst schnell aus Teheran wegzukommen, hatte er eine ganz normale Linienmaschine der Air France genommen, keine Sondermaschine der französischen Regierung. Hier an Bord war er zwar ein VIP, aber nur einer unter mehreren.

Sein diplomatischer Status, sein Wort würde die Crew nicht sonderlich beeinflussen können. Wenn er den Befehl gab, zurück nach Teheran zu fliegen, würde man ihn vermutlich nur auslachen.

Aber er musste zurück!

Welchen Weg gab es noch? Harte Bandagen! Rein in die Flugkanzel und dann nicht lange gefackelt. *Wenden oder ihr habt's hinter euch,*

Jungs. Er besaß eine Pistole. Und im Gegensatz zu den meisten Diplomaten und Politikern konnte er sogar richtig damit umgehen.

Er war schon drauf und dran, seinen Gewaltplan tatsächlich zu verwirklichen, als er plötzlich spürte, wie sein Drang, sofort nach Teheran zurückzukehren, schwächer wurde. Statt dessen hatte er plötzlich das dringende Bedürfnis, schnellstens nach Frankreich zu kommen.

Ihm war, als riefe ihn eine Stimme, die ihm nicht minder ekelerregend und hassenswert als die Giraudouxs erschien.

Das Gesicht vor seinem geistigen Auge, das jetzt den Platz Giraudouxs eingenommen hatte, war zwar völlig konturenlos, aber er würde es dennoch unter Millionen anderen herausfinden.

Ja, auf nach Paris! Und dann weiter südlich, runter zum Mittelmeer.

Fliegt schneller, Jungs!

Mehr als die Hälfte der Flugstrecke war inzwischen zurückgelegt.

Nicht mehr lange und dann…

Plötzlich jedoch verstummte die Stimme, die ihn von Frankreich aus gerufen hatte.

Vor Wut und Enttäuschung war Georges Mouslin der Verzweiflung ziemlich nahe.

Und wieder dachte er nur noch an das Scheusal Jacques Giraudoux.

Ein Fluggast schräg hinter ihm ließ ihn nicht aus den Augen.

***

Zamorra hatte von Marseille aus im Château angerufen und den Zeitpunkt seiner Rückkehr angegeben. Als er am frühen Abend aus dem Zug stieg, wartete Nicole auf ihn, zuverlässig wie immer.

Sie sah wieder einmal ganz besonders reizend aus. Ihre Haare- sie trug sie zur Zeit lang und blond – bewegten sich im kühlen Abendwind wie ein Weizenfeld. Und in ihren seelenvollen Augen war die Freude zu lesen, ihn wieder zu sehen. Und auch ihm wurde ganz wann ums Herz, als er sie sah.

Sie umarmten sich auf dem Bahnsteig und störten sich auch nicht an den anzüglichen Blicken einiger Neider. Wenig später saßen sie in Zamorras schwarzer Citroën-Limousine.

Nicole fuhr. Zur Überraschung des Professors lenkte sie den Wagen nicht in Richtung Château.

»He«, wunderte sich Zamorra. »Wohin willst du mich verschleppen?«

»Überraschung. Wart's ab!«

Nach einer Weile konnte er sich schon denken, wie die Überraschung aussehen würde. Und er sah sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Nicole hielt vor dem ›Louisdor‹, einem etwas abseits gelegenen, kleinen aber feinen Spezialitätenrestaurant, das nur eingeweihten Feinschmeckern ein Begriff war.

»Raffael, unser guter Geist, hat eine fürchterliche Erkältung, und ich habe ihn ins Bett befördert«, erklärte Nicole. »Und ehe ich meine eigenen Kochkünste unter Beweis stelle…«

Wenig später saßen die beiden in einer urgemütlichen Essnische und studierten die nicht umfangreiche, aber sehr erlesene Speisekarte. Das Louisdor war keins jener Lokale, die mit Pomp und großem Aufwand Eindruck zu schinden versuchten. Alles war gediegen und auf eine raffinierte Art und Weise einfach – angefangen von der im Bauernstil gehaltenen Einrichtung bis hin zum beinahe etwas derben, aber ungemein aufmerksamen Bedienungspersonal. Wie immer war das Restaurant bestens besucht. Die beiden Männer, die nach ihnen das Lokal betraten – Zamorra glaubte, sie schon im Zug von Marseille gesehen zu haben – fanden nur noch mit Mühe einen freien Ecktisch.

Nicole und der Professor bestellten Hammelrücken mit überbackenem Spinat und Pommes croquettes sowie als Vorspeise einen Lauchkuchen. Dazu Vin rose.

Zamorra wollte Nicole gerade von seinen Erlebnissen in Marseille erzählen, als sie ihm mit einer Frage zuvorkam.

»Was hast du denn da am Hals, Chef?« Sie sagte immer noch Chef zu ihm. Eine alte Gewohnheit aus der Zeit, als sie *nur* seine Sekretärin gewesen war. »Doch nicht dein Amulett? Das habe ich vorhin noch auf dem Château in der Lederschatulle gesehen.«

Der Professor wusste sofort, was sie meinte: Montpelliers Talisman. Das Goldkettchen war wohl ein Stück über den Kragen gerutscht. Warum er das Ding immer noch trug, wusste er eigentlich selbst nicht.

»Es ist ein anderes Amulett«, sagte er. »Ein Glücksbringer, der seinen Trägern in Wirklichkeit aber nichts als Unglück bringt. Das heißt, wenn man den Tod als Unglück ansieht.«

Nicole runzelte die Stirn. »Das sind aber morbide Sprüche, die du da auf Lager hast. Lass das Ding doch mal sehen.«

»Ich habe noch eins«, antwortete Zamorra. Er griff in die Tasche, holte Jean Martins Amulett hervor und schob es ihr zwischen Obstschale und Weingläsern hindurch zu.

Kaum hatte er den Gegenstand aus der Hand gelegt, als er sich ganz komisch fühlte. Ihm war, als hätte er einen elektrischen Schlag bekommen, der sämtliche Nervenenden gleichzeitig unter Strom setzte.

Ein Name spukte durch seine Gehirnwindungen.

Halum!

Aber der Name war wie Schall und Rauch. Er entschwand so schnell er gekommen war.

Nicole betrachtete die Figur, ohne sie in die Hand zu nehmen.

»Pfui, ist das ekelhaft!«, sagte sie spontan.

»Das kann man wohl sagen«, pflichtete der Professor aus vollstem

Herzen bei.

»Was stellt die Figur dar?«, fragte Nicole. »Des Teufels Großvater?«

Zamorra verspürte den Drang, das Ding vom Tisch zu nehmen und auf den Boden zu werfen, es zu zertreten und in die tiefste Erdschicht einzustampfen. Noch nie hatte er eine solche Abneigung gegen einen toten Gegenstand gehabt.

Mühsam zwang er sich zu einer Antwort: »Genau kann ich dir nicht sagen, was die Figur darstellt. Aber ich habe mir mittlerweile einige Gedanken darüber gemacht. Meinem Gefühl nach ist das Ding uralt, Jahrtausende vielleicht.«

»Deins auch?«, fragte Nicole.

»Was meinst du?«

»Na, dein Amulett natürlich!«

Zamorra sah sie verblüfft an. »Mein Amulett? Aber das habe ich doch gar nicht hier. Das liegt im Château.«

Nicole lachte auf. »Nun mach aber mal einen Punkt, Chef. Ich weiß, dass dein Amulett im Château liegt. Ich meine das Ding, das du da jetzt am Hals hängen hast. Dadurch sind wir doch überhaupt erst auf dieses Thema gekommen.«

Erstaunt tastete Zamorra nach seinem Hals. Er fühlte ein Kettchen, verfolgte es mit den Fingerspitzen bis zur Brust. Tatsächlich, da war etwas! Noch ein Amulett? Er versuchte, es hochzuziehen, aber das Ding hakte wohl irgendwie, so dass er seine diesbezüglichen Bemühungen einstellte. »Und?«, fragte Nicole.

»Was und?«

»Was ist nun mit deinem Amulett?«

Der Professor zögerte. »Ja, ja, ich habe auch eins«, sagte er lahm.

»Ist wohl nicht so wichtig, oder?«

»Ich kann das nicht beurteilen«, antwortete Nicole. »Aber komisch finde ich es schon.«

»Was findest du komisch?«

»Dass du dich auf einmal nicht mehr an das Ding erinnern konntest. Sag mir, was hat es mit diesen Amuletten auf sich? Haben sie etwas mit dem Fall dieses Industriellen zu tun, wegen dem du nach Marseille gefahren bist? Wenn ich mir diese Scheußlichkeit hier so richtig ansehe…«

Mit diesen Worten nahm Nicole Jean Martins Amulett in die Hand, um es eingehender zu betrachten.

Zamorra sah, wie sie plötzlich erstarrte. Sie saß da, als habe sie einen Gehirnschlag erlitten.

»Ist was?«, fragte er die junge Frau. »Fühlst du dich nicht wohl?«

Nicole brauchte einige Sekunden, um zu antworten. »Doch, doch«, sagte sie ein bisschen heiser. »Eine leichte Übelkeit. Ist aber schon wieder vorbei.«

Während sie das sagte, öffnete sie die obersten Knöpfe ihrer himmelblauen Bluse, legte sich Martins Kettchen um den Hals und ließ den Anhänger zwischen ihre Brüste fallen.

»He!«, reklamierte Zamorra. »Das geht doch nicht! Ich brauche das Ding. Gib es wieder her!«

»Was soll ich dir wiedergeben?«, fragte Nicole.

»Das Amulett, was sonst?«

»Welches Amulett?«

Zamorra sagte: »Bis zu dem Zeitpunkt, an dem du es dir um den Hals gehängt hast, lag es hier auf dem Tisch.«

Mit allen Anzeichen höchsten Erstaunens blickte Nicole in ihren Ausschnitt. »Tatsächlich«, sagte sie. »Da ist es. Warte, ich gebe es dir wieder.«

Sie zog an dem Kettchen, aber sie schaffte es nicht, den Anhänger zum Vorschein zu bringen.

»Sitzt irgendwie fest«, meinte sie. »Ich gebe es dir nachher wieder. Wie sieht es denn aus, wenn ich mir hier im Restaurant die Bluse ausziehe.«

Zamorra gab sich fürs erste damit zufrieden. In diesem Augenblick trat auch der Kellner an ihren Tisch und servierte die Vorspeise. Wenig später folgte der Hammelrücken.

Wie immer im Louisdor war das Essen hervorragend. Selbst im Maxim speiste man nicht besser. Zamorra und Nicole mussten es wissen, denn sie waren beide Feinschmecker par excellence.

Sie sprachen nicht mehr weiter über die Amulettgeschichte. Statt dessen überraschte Nicole den Professor mit der Mitteilung, dass Bill Fleming für morgen seine Ankunft in Europa per Telegramm durchgegeben hatte.

»Er landet aber nicht in Paris, sondern in Brüssel«, verkündete sie.

»In Brüssel? Wieso denn das?«

»Bevor er zu uns kommt, will er sich in Belgien noch mit einem Historikerkollegen treffen.«

»Dann brauchen wir ihn also nicht vom Flughafen abzuholen?«

»Nein«, entgegnete Nicole. »Von Brüssel aus wird er den Zug nehmen. In zwei oder drei Tagen.«

Zamorra nickte nur. Irgendwie verspürte er keine rechte Lust, zu einer charmanten Tischunterhaltung. Nicole schien es nicht viel anders zu gehen.

Die beiden verzichteten sogar auf den obligatorischen Mokka nach dem Essen und verließen buchstäblich im Anschluss an den letzten Bissen das Restaurant.

Schweigend steuerte Nicole den Citroën zum Château.

***

Am anderen Morgen war Raffael, der alte Hausdiener, noch immer bettlägerig.

Nicole und Zamorra bereiteten das Frühstück gemeinsam zu. Nicole kümmerte sich um Eier und Schinken, während sich der Professor um den Tee bemühte.

Dann saßen sie sich am Frühstückstisch gegenüber.

»Der Tee ist lau«, stellte Nicole fest.

»Was ist er?«

»Lau!«, wiederholte die Frau. »Wenn ich eins hasse, dann ist es lauer Tee.«

Zamorra führte seine Tasse zum Mund. Nun ja, man konnte sich nicht gerade die Lippen daran verbrennen, aber er war doch heiß genug, um keinerlei Beschwerden heraufzubeschwören.

»Der Tee ist ausgezeichnet«, sagte er fest. »Ich weiß gar nicht, was du willst.«

»Ich will nicht viel«, antwortete Nicole. »Lediglich eine anständige Tasse Tee zum Frühstück. Ist das vielleicht zuviel verlangt?«

Der Ärger breitete sich in Zamorra aus wie Wasser in trockenem Sand.

»Wenn dir mein Tee nicht passt, dann koch dir doch selbst welchen«, sagte er energisch und funkelte sie böse an.

Nicole schob ihre Tasse weg, sagte aber nichts mehr.

Zamorra betrachtete sich sein Rührei. Es sah gar nicht mal so gut aus, krümelig und unangenehm. Er führte die Gabel zum Mund und schluckte erbittert.

»Wie schmeckt denn das?«, entrüstete er sich. »Hast du da Zement drunter gemischt?«

»Wie meinst du das?«

»Wie ich es sage! Das hier ist ein ganz verdammtes Zementei!«

»Soll ich dir einen Pressluftbohrer holen?«, bot Nicole bissig an.

Zamorra erachtete es als unter seiner Würde, ihr darauf eine Antwort zu geben. Vielleicht war es ganz gut, dass sie nicht verheiratet waren. Wenn sie nicht mal in der Lage war, ein simples Rührei zuzubereiten… Und dann noch über den Tee meckern, das hatte er gerne.

Er stellte fest, dass sie ihm ein bisschen auf die Nerven ging. Die Art um Weise, in der sie sich immer übers Haar fuhr, die Umständlichkeit, mit der sie den Tisch abräumte, und andere Dinge mehr.

Als sie wenig später verkündete, entgegen ihrer ursprünglichen Absicht doch nach Brüssel zu fahren, um Bill vom Flughafen abzuholen, war er nicht einmal traurig. Er war ganz froh, sie ein paar Tage nicht zu sehen. Komisch dass er erst jetzt merkte, wie anstrengend sie doch war.

Sie sagte: »Du wirst es mir nicht verdenken können, wenn ich mir mit

der Rückkehr Zeit lasse.« Und sarkastisch fügte sie noch hinzu.

»Von Typen wie dir muss man sich nämlich dann und wann ein bisschen erholen.«

Sie maß ihn vom Kopf bis zu den Fußspitzen, drehte sich dann um und schickte sich an, zur Garage zu gehen.

»Halt!«, rief der Professor.

Sie blieb stehen. »Ist noch was?«

»Und ob«, sagte er. »Du hast vergessen, mir das Amulett wiederzugeben.«

»Ich habe dein Amulett nicht. Stell dich mal vor den Spiegel, dann siehst du es.«

»Komm, mach keinen Unsinn«, sagte Zamorra. »Gib es her!«

»Was willst du überhaupt?«, fragte Nicole ziemlich laut. »Du hast es doch selbst.«

Zamorra blickte an sich herunter und stellte überrascht fest, dass tatsächlich ein Goldkettchen an seinem Hals befestigt war. Hatte sie ihm das Amulett zurückgegeben? Nein, er erkannte es doch ganz deutlich in ihrem Ausschnitt.

»Gib es her!«, forderte er abermals.

Nicole wurde jetzt richtig böse. »Du fällst mir furchtbar auf den Wecker mit deinem Amulett. Rutsch mir doch den Buckel runter.«

Mit diesen Worten war sie an der Haustür, riss sie auf und warf sie dann krachend hinter sich ins Schloss.

Zamorra stand ganz starr. Sein erster Impuls war, ihr nachzulaufen und die Teufelsfratze mit Gewalt in seinen Besitz zu bringen.

Dann aber stellte er sich die Frage, wer er denn war. Hatte er es nötig, wie ein Bettler hinter diesem arroganten Frauenzimmer herzurennen? Nein, ganz bestimmt nicht. Er war froh, dass sie endlich draußen war.

Und das Amulett? Nicht so schlimm! In ein paar Tagen würde sie ja wieder da sein. Blieb nur zu hoffen, dass sie sich dann endlich benahm, wie es sich für eine anständige Sekretärin gehörte.

Wenig später kehrte er in die Küche zurück und bereitete sich selbst ein Frühstück.

***

»Bill!«

Der hochgewachsene, kräftige Blonde mit dem braungebrannten offenen Gesicht drehte sich um.

»Nicole!«

Mitten in der Ankunftshalle des Flughafens Bruxelles International fielen sich die beiden in die Arme. Zwischen ihnen bestand eine echte Freundschaft auf Kameradschaftsbasis, die in der Vergangenheit schon des öfteren ihre Bewährungsprobe bestanden hatte.

»Habt ihr mein Telegramm nicht bekommen?«, fragte der junge Historiker schließlich. »Ich hatte euch doch wissen lassen, dass ich hier zuerst einen Kollegen treffen wollte.«

»Klar haben wir dein Telegramm bekommen«, lachte Nicole.

»Wäre ich sonst hier?«

Bill Fleming schlug sich gegen die Stirn. »Gott, wo habe ich nur meine Gedanken! Natürlich, ursprünglich war ja geplant, dass ich in Paris ankomme. Aber…« – Er blickte sie groß an. – »… Nicole, ich muss wirklich ein, zwei Tage hier bleiben. Ich habe diesen Besuch meinem Kollegen schon so oft versprochen und …«

»Kein Problem«, unterbrach Nicole. »Ich habe Zeit. Ja, ich bin sogar froh, ein paar Tage von Château Montagne wegbleiben zu können.«

Der Amerikaner hob die Augenbrauen. »Wirklich? Und Zamorra, der arme Kerl…«

»Armer Kerl!«, wiederholte Nicole erbittert. »Bill, ich kann dir gar nicht sagen, was mir dieser Mensch an die Nieren geht.«

»Wie? Zamorra geht dir an die Nieren? Nicole, mach mir doch nichts vor. Du liebst ihn doch!«

»Ihn lieben?« Nicole lachte auf. »Wie kommst du denn auf diesen absurden Gedanken?« Und dann erzählte sie ihm in glasklaren Worten, was sie von Herrn Professor Zamorra hielt.

Sie erkannte, dass er sie fassungslos anstarrte. »Komm, gehen wir«, sagte sie und nahm seinen Arm. »Wir halten hier den ganzen Verkehr auf.«

Sie lotste ihn durch das Passantengewimmel. Wie ein Traumtänzer ging er neben ihr her.

»Was ist los, Bill? Wo bist du denn mit deinen Gedanken?«

»Bei dir, liebe Nicole«, antwortete er. »Bei dir und Zamorra.«

Zamorra, immer wieder Zamorra, dachte Nicole. Gab es für Bill denn kein anderes Thema als diesen überheblichen und unangenehmen Mann? Hatte sie sich wirklich mal eingebildet, in ihn verliebt zu sein? Sie musste wohl unter Geschmacksverirrung gelitten haben.

Dieser Bursche hatte ja nun wirklich nichts Liebenswertes an sich.

Wie grob und hässlich er war. Ja, hässlich! Selten hatte sie einen hässlicheren Menschen gesehen. Und dann diese Verbohrtheit, die er an den Tag legte. Die Sache mit diesem blödsinnigen Amulett beispielsweise. Als ob sie ein Interesse daran hätte, sich so ein Ding unter den Nagel zu reißen. Das war ja geradezu lächerlich.

»Sag mal, Nicole«, fing der Historiker schon wieder an. »Zamorra und du, habt ihr irgendeinen Streit gehabt?«

»Streit? Nein, ich kann den Menschen ganz einfach nicht leiden, das ist alles. Aber reden wir doch endlich von etwas anderem. Hattest du vor, bei deinem Kollegen zu wohnen?«

Bill antwortete nicht sofort. Dann sagte er, ein bisschen brummig,

wie ihr schien: »Nein, ich wollte eigentlich ein Hotelzimmer nehmen. Aber vielleicht sollten wir doch lieber gleich nach Château Montagne fahren.«

»Ich bitte dich, Bill!«, widersprach Nicole energisch. »Das kommt doch überhaupt nicht in Frage. Denk an deinen Kollegen! Also ein Hotel, wunderbar. Ich kenne da, von einem früheren Aufenthalt, ein nettes Haus am Place St. Lazare. Bist du einverstanden?«

Bill war einverstanden.

Wenig später saßen sie im Citroën und verließen das Flughafengelände in Richtung Innenstadt.

Nicole war ein bisschen enttäuscht von Bill Fleming. Sie hatte sich wirklich auf seinen Besuch gefreut. Und nun saß er da neben ihr auf dem Beifahrersitz und starrte schweigsam aus dem Fenster. War er in Gedanken immer noch bei Zamorra?

Schon wieder Zamorra! Na ja, eigentlich konnte sie es ihm nicht verdenken. Sie selbst hatte sein arrogantes Gesicht auch immer vor Augen. Ein richtiges Ohrfeigengesicht. Er konnte von Glück sagen, dass sie eine so gute Erziehung genossen hatte. Ansonsten…

Plötzlich waren die Gedanken an Zamorra wie weggewischt.

Jemand anderes trat an seine Stelle. Irgendwo dort oben in einem Flugzeug…

Sie merkte, dass sie nervös wurde.

***

Bill Fleming war ein Mann der Logik. Und er war ein ausgezeichneter Menschenkenner.

Er erkannte sofort, dass mit Nicole einiges nicht stimmte. Ihre wenig liebenswürdigen, ja fast hasserfüllten Worte über Zamorra hatten ihn regelrecht erschüttert. Sie, die normalerweise bereit war, es um Zamorras willen sogar mit dem Teufel höchstpersönlich aufzunehmen – und dies in der Vergangenheit sogar bereits getan hatte – sprach von ihm, als sei er der größte Schurke auf Erden.

Eine solche Sinneswandlung konnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Er kannte Nicole – und Zamorra – gut genug, um das beurteilen zu können. Sie war, wie es im Volksmund so schön hieß, nicht ganz bei Trost. Und zu dieser Diagnose passte auch ganz die seltsame Nervosität, die sie an den Tag legte. Nicole war in gewissen Situationen die Ruhe selbst. Und nun? Ein Nervenbündel, und dies bei einem so alltäglichen Anlass wie der Abholung eines guten Freundes von einem Flughafen. Es musste einen Grund für ihr seltsames Verhalten geben. Und der Teufel sollte ihn holen, wenn er den nicht in Erfahrung brachte.

Die Fahrt zum Hotel verbrachte er tief in Gedanken versunken.

Trotzdem wusste er noch immer ganz genau, was um ihn herum

vorging. Und so merkte er sehr wohl, dass während der ganzen Fahrt ein Mercedes des neuesten Typs hinter ihnen herfuhr. Zufall?

Vielleicht, vielleicht auch nicht.

An einer roten Ampel hatte er Gelegenheit, die Gesichter der beiden Männer, die in dem Verfolgerwagen saßen, genau zu erkennen.

Und da wusste er, dass der Mercedes keineswegs zufällig die gleiche Richtung eingeschlagen hatte, wie sie selbst.

Das Gesicht des Mannes auf dem Beifahrersitz hatte er vorhin schon einmal gesehen. In der Flughafenhalle. Das Gesicht gehörte einem schweren, bulligen Menschen mit einer spiegelblanken Glatze, der ihm aufgefallen war, weil er Nicole auffällig unauffällig angesehen hatte. Der Blick des Mannes hatte jedoch nicht dem eines normalen männlichen Wesens entsprochen, das sich für ein hübsches Mädchen interessiert. Der Blick des Glatzkopfs war anders gewesen – beobachtend, ja fast lauernd. Und nun fuhr er hinter Nicole her.

»Nicole«, sagte er. »Blick mal in den Rückspiegel.«

Die Frau tat dies.

»Und?«

»Siehst du den Mercedes hinter uns?«

»Sicher.«

»Sieh dir mal den Mann auf dem Beifahrersitz an. Kennst du ihn?«

Nicole kam seiner Bitte nach. Dann kräuselte sie nachdenklich die Stirn.

»Kennst du ihn?«, fragte Bill nochmals.

»Ich weiß nicht genau«, antwortete Nicole gedehnt. »Irgendwie kommt mir das Gesicht schon bekannt vor. Warte mal… Doch, ja jetzt habe ich's. Den Mann habe ich gestern Abend flüchtig gesehen. Im Louisdor, wo ich mit dem Chef zu Abend gegessen habe.«

»Ach!«, machte Bill.

»Komisch«, sagte Nicole. »Sieht ja bald so aus, als würde mich der Bursche verfolgen. Aber warum? Es gibt nicht die geringste Veranlassung.«

»Wirklich nicht?«

Sie schüttelte nur den Kopf, schien die Sache aber gar nicht weiter tragisch zu nehmen. Auch dies verblüffte Bill Fleming sehr. Sie schien wirklich nicht ganz bei Trost zu sein. Da war also irgendein Fremder hinter ihr her, und es machte ihr überhaupt nichts aus.

Schweigend setzten sie die Fahrt fort. Der Gare du Nord kam in Sicht und dann auch der Place St. Lazare.

Wenig später hielt Nicole vor dem Hotel an.

***

Das Hotel konnte sich wirklich sehen lassen. Elegantes Interieur, großzügige Räumlichkeiten, dienstbeflissenes Personal. Weltstadtflair

war überall spürbar.

Dennoch fühlte sich Bill Fleming alles andere als glücklich. Der Mann mit dem Glatzkopf… Er hatte sich nicht einmal gewundert, ihn in der Halle wiederzutreffen.

Mit entsprechendem Trinkgeld bewaffnet holte er am Empfang Erkundigungen über Nicoles Schatten ein. Er wohnte tatsächlich ebenfalls hier im Hotel. Sein Name lautete Raymond Marcellin, und als Berufsbezeichnung hatte er Börsenmakler angegeben. Börsenmakler aus Lüttich, was vermutlich eine glatte Lüge war, da Nicole ihn bereits in Frankreich gesehen hatte. Ansonsten konnte Bill an Ort und Stelle nur noch die Zimmernummer Marcellins feststellen.

Es gefiel ihm ganz und gar nicht, wie die Dinge anliefen. Einmal war da nun Nicoles merkwürdiges Verhalten – sie war mittlerweile noch unruhiger und fahriger geworden – und dann auch noch dieser angebliche Börsenmakler mit dem Kopf einer Billardkugel. Statt sich nun dem lange geplanten Erfahrungsaustausch mit seinem Historikerkollegen zu widmen, musste er sich mit ganz anderen Problemen herumschlagen.

Und Nicole Duval war wirklich ein Problem.

Sie schien auch gesundheitlich nicht ganz in Ordnung zu sein. Ihr Gesicht war ganz spitz, erinnerte ihn manchmal ein bisschen an einen Vogelkopf. *Verdammt noch mal, was ist nur mit ihr los?* So hatte er sie noch nie erlebt.

Er wollte gerade ein Gespräch nach Château Montagne anmelden, um mit Zamorra über sie zu sprechen, als sie ihm eröffnete, dass sie kurz noch mal weggehen müsse.

»Warum?«, fragte er.

»Ach nur so, Bill«, antwortete sie. »Brüssel ist eine interessante Stadt. Ich möchte mich nur ein bisschen umsehen.«

Selten hatte er etwas Lächerlicheres gehört. Da war er also extra aus Amerika herübergekommen, um sie und Zamorra zu besuchen, und sie kümmerte sich gar nicht um ihn, sondern wollte sich lieber die Stadt ansehen. Gleich würde sie ihm noch erzählen, dass sie vorhatte, einen Häkelkurs zu besuchen. Für wie einfältig hielt sie ihn eigentlich? Es war doch ganz offensichtlich, dass sie etwas Bestimmtes im Schilde führte. Ihre Unruhe sprach Bände.

»Okay«, sagte er. »Lohnt sich heute sowieso nicht mehr, meinen Freund zu besuchen. Ich kann dich also begleiten.«

»Nein«, sagte sie. »Ich würde lieber alleine gehen. Sei mir nicht böse, ja?«

Bill war klug genug, keine Einwände zu erheben. Viel vernünftiger war es, ihr einfach nachzugehen, um festzustellen, was tatsächlich in ihrer Absicht lag.

»Schön«, entgegnete er deshalb. »Wann kommst du zurück?«

»Bald«, versprach sie. Dann drehte sie sich um und ging davon.

Bill folgte ihr nicht sofort, sondern blickte ihr vom Empfang aus nach.

Er blinzelte.

Was war denn das?

Träumte er am hellen Tage oder schwebte da wirklich ein fast durchsichtiger, entsetzlich missgestalteter Geierkopf über ihren blonden Haaren?

Nicole verschwand in der Drehtür, die hinaus auf die Straße führte. Für Bill gab es nun kein Halten mehr. Mit schnellen Schritten durchquerte er die Hotelhalle und trat ebenfalls auf die Straße.

Draußen herrschte reges Verkehrstreiben. Lastwagen, Pkws, Fahrräder, Fußgänger, Hupen, Klingeln, Stimmengewirr. Er fühlte sich beinahe in das Chaos der Rush Hour von Manhattan versetzt.

Er sah, wie Nicole auf den Citroën zumarschierte. Von dem grotesken Geierkopf war nichts mehr zu erkennen. Dennoch glaubte er nicht, geträumt zu haben. Da war etwas gewesen!

Wie so oft in ähnlichen Situationen war natürlich weit und breit kein Taxi in Sicht. Aber Bill Fleming war ein Mensch, der sich in jeder Lebenslage zu helfen wusste.

Auf der anderen Straßenseite hielt gerade ein bonbonfarbener Kleinwagen eines ihm unbekannten Fabrikats. Am Steuer saß ein bärtiger junger Mann, der sich anschickte, auszusteigen. Im Nu war Bill drüben.

»Wollen Sie sich auf die Schnelle ein paar Franc… sagen wir, zwanzig Dollar verdienen?«, fragte er in perfektem Französisch durch die geöffnete Scheibe.

Der Bärtige blickte hoch. »Klar Mann!«, antwortete er. »Wen soll ich totschlagen?«

»Die Fahrerin von dem Citroën, der da gerade anfährt«, sagte Bill.

»Aber es muss schnell gehen, sonst ist sie nämlich weg.«

Der junge Mann war nicht auf den Kopf gefallen. »Sagen wir drei- ßig Dollar, und Sie können einsteigen, *bon*?«

Bill war bereits um das Auto herumgelaufen und quetschte sich auf den Nebensitz. Bei seiner Statur hörte sich das viel leichter an, als es war. Aber er schaffte es.

Der junge Mann startete und warf krachend den ersten Gang rein.

Zuckelnd setzte sich das Gefährt in Bewegung.

»Geht's nicht schneller?«, erkundigte sich Bill. »Wir verlieren ja den Anschluss.«

»*Bon*, Mann! Aber Protokolle sind im Preis nicht inbegriffen, klar?«

»Klar!«, bestätigte Bill.

Er hatte die Leistungsfähigkeit des Kleinwagens wohl unterschätzt, denn als sein Chauffeur Vollgas gab, dauerte es nicht lange, bis sie

dicht hinter dem Citroën waren.

»Wen verfolgen wir denn da?«, wollte der junge Mann wissen.

»Eine heiße Partie?«

»So ungefähr«, sagte Bill. »Aber wenn ich Fragen beantworten muss, gibt's Rabatt, okay?«

Er hatte den Charakter des Bärtigen wohl richtig eingeschätzt, denn ab sofort kamen keine Fragen mehr.

Zu seiner Verblüffung stellte Bill schließlich fest, dass die Fahrt zurück zum Flughafen ging. Was wollte Nicole hier? Hatte sie vorhin vielleicht etwas verloren?

Warten wir's ab, sagte er in Gedanken zu sich selbst.

Nicole parkte, stieg aus und ging dann zum Abflugterminal hinüber. Bill riss die Tür auf und folgte ihr. Sie ging zu einem Ticketschalter der Air France.

»He, Mann!«, sagte eine Stimme neben ihm.

Er drehte sich zur Seite und sah den Bärtigen.

»Sie sind ja immer noch da?«, wunderte er sich etwas geistesabwesend.

»Klar, Sie schulden mir noch was!«

»Pardon!« Bill holte seine Brieftasche hervor und entnahm ihr einen Fünfzig-Dollar-Schein. »Sie können das alles behalten, wenn Sie mir noch einen Gefallen tun.«

»Soll ich noch einen totschlagen?«

Bill machte eine Bewegung mit dem Kinn. »Gehen Sie zu dem Schalter rüber und versuchen Sie festzustellen, was die Frau in der blauen Bluse da will.«

»Bon«, sagte der Bärtige und streckte die Hand aus.

Der Schein wechselte den Besitzer. Dann tat der junge Mann, was Bill ihm aufgetragen hatte.

Bill selbst beobachtete den Ticketschalter aus einiger Entfernung.

Einige Leute traten dazwischen, so dass seine Sichtmöglichkeiten eingeschränkt wurden. Aber fraglos stand Nicole immer noch drüben. Hatte sie vor, einen Flug zu buchen?

Plötzlich erkannte er, wie sie den Schalter verließ und quer durch die Halle ging. Sie steuerte aber weder einen der Durchgänge zu den Flugfeldern noch den Ausgang an. Statt dessen marschierte sie auf das Flughafenrestaurant zu und verschwand darin.

Bill hielt nach seinem Spion Ausschau. Und da kam er auch schon.

»Seltsames Kind, dies«, meinte der Bärtige. »Entweder ich spinne, oder das ist wirklich 'ne Hexe.«

»Wieso?«

»Wie ich da hinter ihr stehe… Mann, Sie werden es mir nicht glauben.«

»Nun reden Sie schon!« forderte Bill.

»*Bon!* Also wie ich so hinter ihr stehe, da sehe ich auf einmal, wie sich ihre Haare verändern. Plötzlich hatte sie lauter Federn auf dem Kopf. Grüne, rote, blaue!«

Federn! Das Wort ließ eine Alarmglocke in Bills Gedächtnis läuten.

Hatte er nicht vorhin den Eindruck gehabt, dass ein Geierkopf über ihr schwebte?

»Und dann?«

»Hat nicht lange gedauert – das mit den Federn, meine ich«, sagte der Bärtige, »'ne Sekunde später war alles wieder normal. Wie finden Sie denn das?«

»Sie haben wohl geträumt«, antwortete Bill schnell. »Die Sonne… Sie verstehen schon. Aber nun sagen Sie mir mal, was sie an dem Schalter gewollt hat.«

»Ja, das war auch ganz komisch. Zuerst wollte sie ein Ticket nach Paris. Dann kam die Sache mit den Federn. Anschließend sagte sie dem Ticketfräulein, dass sie es sich anders überlegt habe und ging rüber ins Restaurant. Wenn sie sich nicht auf 'nen Besen geschwungen hat und weggeflogen ist, müsste sie noch drin sein.«

In Gedanken vertieft bedankte sich Bill bei dem Bärtigen. Dessen Ratschlag, sich ein Silberkreuz und ein paar Knoblauchzehen zu besorgen, ignorierte er allerdings.

Vorsichtig, um nicht von Nicole gesehen zu werden, betrat er ebenfalls das Restaurant. Nicole saß, glücklicherweise mit dem Rücken zur Tür, allein an einem Tisch.

Etwa zehn Meter weiter, an einem anderen Tisch, entdeckte Bill noch ein anderes bekanntes Gesicht.

Raymond Marcellin, der glatzköpfige Börsenmakler, las scheinbar interessiert die neueste Ausgabe des Playboy.

***

Eine ganze Weile war vergangen.

Weder Duval noch Marcellin hatten Anstalten gemacht, sich von ihren jeweiligen Tischen zu entfernen. Keine Frage für Bill, dass beide auf etwas ganz Bestimmtes warteten. Um was es sich dabei allerdings handeln mochte, war ihm nach wie vor völlig schleierhaft.

Mehr als einmal war er drauf und dran gewesen, einfach zu Nicole hinüberzugehen und sie nach ihrem seltsamen Verhalten zu fragen.

Aber er hatte diesen Gedanken immer wieder fallen lassen. Manchmal erreichte man mit Abwarten mehr als mit der direkten Methode.

Mehrfach hatte er jeweils für kurze Momente den Eindruck gehabt, dass das spukhafte Vogelspiel an Nicoles Tisch eine Fortsetzung fand. Nicht er allein schien diesen Eindruck gewonnen zu haben. Einmal war ein Kellner an Nicoles Tisch getreten und hatte ein mit Gläsern

und Flaschen voll gepacktes Tablett zu Boden fallen lassen. Die Scherben waren wie Gummibälle über den Boden gehüpft.

Die schreckgeweiteten Augen des Kellners hatten eine deutliche Sprache gesprochen.

Schließlich gerieten die Dinge in Bewegung.

Per Lautsprecher kam die Durchsage, dass eine Maschine aus Paris in wenigen Minuten zur Landung ansetzen würde.

Diese Ankündigung schien ein Signal für Nicole gewesen zu sein.

Sie winkte den Kellner herbei und zahlte. Es überraschte Bill nicht, dass Marcellin kurz darauf dasselbe tat. Nach dem Motto: *›Lasst mich sein in eurem Bunde der Dritte‹* legte Bill eine Fünf-Dollar-Note auf den Tisch, um gleichfalls startbereit zu sein.

Er hatte sich einen Platz in der Nähe des Ausgangs gesucht. Als Nicole sich erhob und das Restaurant verließ, war er bereits draußen. Achtlos ging sie an dem Stützpfeiler vorbei, hinter dem er sich verbarg. Zu seiner Überraschung schlug sie eine Richtung ein, die aus dem Flughafengebäude wieder hinausführte.

Bill folgte ihr nicht sofort, denn er wollte zuerst das beinahe zwangsläufige Erscheinen des angeblichen Börsenmaklers abwarten.

Und da kam Marcellin auch schon. Bill schloss sich ebenfalls an.

Die seltsame Dreierprozession bewegte sich tatsächlich wieder aus dem Terminal hinaus. Bill verstand nicht, was das ganze sollte. Die ganze Zeit über hatte es so ausgesehen, als wollte Nicole jemanden abholen. Und nun auf einmal kehrt, marsch? Da sollte sich noch einer auskennen.

Auf der anderen Seite des Flughafenvorplatzes lag eine Reihe von flachgestreckten Gebäuden. Garagen, Lagerhäuser für Frachtgut, Geräteschuppen. Stirnrunzelnd erkannte Bill, dass diese Gebäude Nicoles Ziel zu sein schienen. Nicole schlüpfte in eine Lücke zwischen zwei Bauten, in kurzem Abstand gefolgt von Marcellin. Vorübergehend waren beide Bills Blicken entzogen.

Schnell huschte der Amerikaner über den Vorplatz, um den Anschluss nicht zu verlieren. Er zwängte sich ebenfalls zwischen den beiden Lagerhäusern hindurch. Dann sah er Nicole wieder.

Sie machte sich an der Tür eines rückwärtigen Schuppens zu schaffen, öffnete sie und verschwand im Inneren des flachen Gebäudes.

Und wo war Marcellin geblieben?

Bill konnte den Glatzkopf im Augenblick nirgendwo ausmachen.

Vom Flugfeld auf der anderen Seite drang das ohrenbetäubende Getöse einer Maschine herüber, die die Bremsdüsen gezündet hatte.

Das war wahrscheinlich die angekündigte Maschine aus Paris.

Bill konzentrierte sich wieder auf den Schuppen, in dem Nicole aus ihm völlig unverständlichen Gründen verschwunden war.

Und dann sah er auch den Glatzkopf wieder. Er war auf das Dach des Gebäudes geklettert und kroch darauf herum. Man musste schon ziemlich genau und bewusst hinblicken, um ihn überhaupt erkennen zu können.

Bill hatte plötzlich ein ganz ungutes Gefühl. Nicole befand sich – aus welchen Motiven auch immer – im Inneren des Schuppens. Sie ahnte nicht das geringste von der Gegenwart Marcellins. Der Glatzkopf hatte sie, ebenfalls aus völlig unklaren Motiven, von Frankreich aus verfolgt. Hatte der Kerl jetzt vor, ihr gewaltsam zu Leibe zu rücken? Das musste er verhindern.

Er löste sich aus der Deckung des Lagerhauses und schlich gebückt zu dem Schuppen hinüber. Marcellin achtete nicht auf ihn, sondern blickte angestrengt durch eine Dachluke ins Innere des Schuppens. Im toten Winkel angekommen, beschleunigte Bill seine Schritte. Er umrundete den Schuppen, um in den Rücken des Glatzkopfs zu gelangen.

Vom Flughafenvorplatz aus konnte dieses Gebäude hier nicht beobachtet werden, da die Lagerhäuser dazwischenstanden. Ein Stück weiter rechts jedoch sah Bill ein paar Männer mit beladenen Sackkarren. Sie blickten aber nicht herüber, sondern beschäftigten sich ganz mit ihrer Arbeit.

Auch gut, dachte Bill. Dann suchte er nach einer Möglichkeit, ebenfalls auf das Dach des Schuppens zu gelangen. Zufrieden nahm er eine Regenrinne wahr, die für seine Zwecke geradezu ideal erschien.

Er spuckte in die Hände und machte sich dann möglichst lautlos an den Aufstieg. Blieb nur zu hoffen, dass die Rinne hielt. Immerhin gehörte er nicht unbedingt zu den Federgewichten.

Bill schaffte es. Vorsichtig stützte er sich mit beiden Händen auf die Flachdachoberkante und machte einen Klimmzug.

Ja, da war Marcellin. Er lag noch immer vor der Luke und blickte nach unten. Bill konnte auch seine Hände sehen. Keine von ihnen hielt eine Waffe umklammert.

Wenn auch von Marcellins Seite aus im Moment keine akute Gefahr für Nicole zu bestehen schien, war Bill des Versteckspiels nun rechtschaffen müde. Er wollte jetzt endlich wissen, was hier eigentlich vorging.

Lautlos zog er sich ganz nach oben. Dann schlich er in gebückter Haltung auf Marcellin zu. Er kam nicht ganz unbemerkt an ihn heran, denn die Kunststoffdachhaut knackte schließlich doch verräterisch.

Marcellin drehte den Kopf zurück und sprang mit einer Geschmeidigkeit, die seinem bulligen Körper eigentlich gar nicht zuzutrauen war, auf die Füße. Lauernd und kampfbereit stand er da.

Sekundenlang maßen sich die beiden Männer mit harten Blicken.

Keiner von ihnen sagte ein einziges Wort.

Bill war es, der das Schweigen brach.
»Na, Freund, was gibt es denn da so Interessantes zu sehen?«
Marcellin gab seine sprungbereite Haltung nicht auf. Und er antwortete auch nicht.
Der Historiker trat zwei Schritte näher. »Wir sind wohl nicht sehr gesprächig, was?«
In den Augen Marcellins glitzerte es gefährlich. Börsenmakler? Bill war bereit, seinen Kopf zu verwetten, dass es sich bei dem Kerl um eine professionelle Schläger- und Killertype handelte.
Die Richtigkeit seiner Annahme bestätigte sich sehr schnell. Marcellin sprang plötzlich ohne erkennbaren Ansatz auf ihn zu.
Im letzten Sekundenbruchteil konnte sich Bill wegdrehen, um dem mörderischen Karateschlag zu entgehen. Die verdrängte Luft summte in seinen Ohren.
Bill ergriff seinerseits die Initiative. Mit der Linken täuschte er einen Schlag an, ließ aber die rechte Handkante vorschnellen. Der Gegner ließ sich durch diese Finte nicht ins Bockshorn jagen. Er pendelte Bills Angriff lässig aus und zielte mit einem Fuß gedankenschnell nach Bills Unterleib. Der Amerikaner konnte nicht vermeiden, am Oberschenkel getroffen zu werden. Der lähmende Schmerz raubte ihm jedoch nicht die Übersicht. Er setzte ebenfalls seinen Fuß ein und streifte das Knie Marcellins. Verbissen setzte er nach.
Es kam zum Nahkampf. Und hier hatte Bill klare körperliche Vorteile. Der Glatzkopf war ein zu schwerer Mann, konnte nicht die Beweglichkeit und Geschmeidigkeit Bills bringen. Ineinander verkrallt rollten die Kämpfenden über das Dach. Bill lag dabei jedoch meistens oben. Dennoch – sie bewegten sich in bedrohlicher Nähe des Dachrandes. Die Erde lag immerhin ein beträchtliches Stück tiefer.
Ein Absturz würde höchstwahrscheinlich sehr fatale Folgen für beide haben.
Schließlich gelang es Bill, endgültig die Oberhand zu gewinnen. Er hatte den Glatzkopf halb über den Dachrand gedrängt, so dass sein Kopf über der Tiefe hing.
»So mein Freund«, sagte er grimmig, »können wir uns nun endlich unterhalten?«
Er fand nicht mehr die Zeit, eine eventuelle Antwort Marcellins abzuwarten. Aus dem Inneren des Schuppens drangen plötzlich Laute an sein Ohr, die sein Blut beinahe erstarren ließen: Das Gebrüll eines Raubtiers, das blutgierig inmitten einer Schafherde wütet.
Nicole!, schoss es ihm durch den Kopf.
Marcellin war zu einer Belastung geworden, die er nicht länger hinnehmen konnte. Mit der Linken hielt er den Hals des vorgeblichen Börsenmaklers umklammert. Er ballte die rechte Faust, holte aus und versetzte dem Gegner einen mörderischen Kinnhaken, in den er alle

Kraft hineinlegte. Marcellin erschlaffte augenblicklich. Er hatte das Bewusstsein verloren.

Bill zog ihn hoch und zerrte ihn ein Stück vom Rand weg. Dann eilte er so schnell wie möglich zu der Dachluke und blickte hindurch.

Der Anblick, der sich ihm bot, ließ ihm die Haare zu Berge stehen.

Und dies obwohl er wegen der schwachen Beleuchtung im Inneren des Schuppens gar nicht einmal allzu viel erkennen konnte. Was er jedoch sah, genügte vollauf, ihn in sofortige Handlungsbereitschaft zu versetzen.

Eine schaurig anzusehende Zwittergestalt, halb Mann, halb pervertierter Säbelzahntiger, beugte sich über eine andere Gestalt, verdeckte sie fast völlig. Bill konnte von der zweiten Figur nur einen blauen Kleiderfetzen wahrnehmen. Nicole hatte vorhin eine blaue Baumwollbluse getragen. Und so kam nur eine einzige Schlussfolgerung in Frage: Die bestialische Kreatur war im Begriff, die Frau zu zerfleischen.

Bill zögerte keine Sekunde. Wie von selbst schlüpfte die Pistole, die er immer bei sich trug, in seine Hand.

Mit einer schnellen Bewegung zerschlug er mit dem Lauf das schmutzige Glas der Dachluke. Die Bestie da unten nahm hiervon allerdings keine Notiz. Er sah, wie eine tatzenartige Hand zum tödlichen Fangschlag erhoben wurde und…

Bill feuerte – einmal, zweimal, dreimal. Mit gewohnter Präzision traf er jedes Mal genau ins Ziel. Die Alptraumfigur richtete sich steil auf, schwankte und brach dann zusammen. Reglos blieb sie liegen.

Bill hielt den Atem an.

Die andere Gestalt!

Das war gar nicht Nicole! Das war ein vogelartiges Fabelwesen, ein buntgefiederter Geier mit menschenähnlichen Körperformen.

Für eine Sekunde schloss er die Augen.

Als er sie wieder aufmachte, war der Geier verschwunden. Nicole Duval rappelte sich langsam vom Boden auf.

Sie blickte nach oben und sagte: »Hallo, Bill!«

***

Bill Fleming fegte mit dem Pistolenlauf die letzten Glassplitter aus der Luke, zwängte sich hindurch und ließ sich nach unten fallen.

Mit federnden Knien landete er.

Er war sofort wieder auf den Füßen und lief auf Nicole zu.

Sein anfängliches Misstrauen legte sich schnell. Keine bunten Federn, kein spitzer Schnabel, keine Krallen. Es war Nicole, wie sie leibte und lebte. Aber sie sah nicht gut aus. Blutbeschmiert und mit zerrissener Kleidung, die an vielen Stellen die nackte Haut hervortreten ließ. Müde und abgekämpft, aber sonst anscheinend wohlauf.

Bill warf einen schnellen Blick auf das Tigerungeheuer, das er erlegt hatte.

Tigerungeheuer?

Fehlanzeige! Da lag ein Mann, ein ganz alltäglich aussehender Mann. Mitte fünfzig, dunkles, schon stark gelichtetes Haar, leicht schwammiges Gesicht und ebensolche Figur. Und der Mann war tot.

Erschossen! Erschossen von ihm, Bill Fleming aus New York.

Ein eisiger Schrecken fuhr in Bills Glieder.

Wer würde ihm glauben, dass er seine Pistole nicht auf einen Menschen, sondern auf ein raubtierähnliches Ungeheuer gerichtet hatte?

Kein Mensch! Man würde ihn allenfalls für verrückt erklären, wenn er diese Geschichte präsentierte. Es sei denn, Nicole war in der Lage, eine Erklärung abzugeben.

Er fuhr herum.

»Nicole, sag was! Was hat das hier alles zu bedeuten?«

Sie sah ihn aus großen Augen an. Hilflosigkeit drückte sich in ihnen aus.

»Bill, du wirst es nicht glauben… Ich habe keine Ahnung. Sag du mir, was passiert ist.«

Hastig sprudelte der Amerikaner hervor, was er gesehen hatte.

Eile tat Not, denn draußen wurden schwere Männerschritte hörbar.

Sein Kampf mit Marcellin, die drei Schüsse, die er abgegeben hatte, der Schrei der Tigerbestie – all dies war wohl nicht ungehört geblieben. Die Männer mit den Sackkarren…

»Erinnere dich, Nicole!«, drängte er. »Hier liegt eine Leiche, und wenn wir nicht in der Lage sind…«

Die Frau hob in ohnmächtiger Verzweiflung die Schultern. »Ich kann mich an nichts erinnern, Bill. Nur eins: Dieser Mann, der da liegt… Ich habe gewusst, dass er hierher kommt. Alles in mir hat danach verlangt, ihn zu töten, ihn zu vernichten. Ich musste es tun, musste es ganz einfach tun, verstehst du?«

Bill verstand kein Wort. Sie redete irre und handelte irre, das war alles, was er verstand. Und er fand zur Zeit auch keine Gelegenheit, sich weitere Gedanken über Nicole zu machen, denn in diesem Augenblick wurde die breite Tür des Schuppens aufgerissen. Mehrere Männer tauchten im Rahmen auf. Sekunden später verschwanden sie genauso schnell, wie sie gekommen waren. Die Tür wurde wieder zugeworfen.

Zuerst war Bill verblüfft. Dann aber verstand er. Er hielt seine Pistole noch immer in der Hand, und diese Männer, Arbeiter und Flughafenangestellte vermutlich, verspürten offenbar wenig Lust, sich von einem vermeintlichen Mörder mit Kugeln durchlöchern zu lassen.

Ganz kurz spielte er mit dem Gedanken, die Gunst des Augenblicks

zu nutzen und zusammen mit Nicole einen ›Ausbruchsversuch‹ zu unternehmen. Er setzte diese Idee jedoch nicht in die Tat um. Er war kein Krimineller, auch wenn es vielleicht so aussah. Und eine Flucht würde alles nur noch viel schlimmer machen.

Kurz darauf gellten draußen die Sirenen eines oder mehrerer Polizeiwagen auf. Wenig später drang eine energische Stimme an sein Ohr, megaphonverstärkt.

»Sie sind umstellt und haben keine Chance. Verlassen Sie mit erhobenen Händen das Gebäude!«

Bill ließ seine Pistole in das Schulterholster zurückgleiten.

»Gehen wir, Nicole?«

***

Brüssel!

Professor Zamorra ertappte sich immer wieder dabei, dass er an diese Stadt dachte.

In Brüssel, dort hielt sich Nicole Duval auf, die Frau, die ihn schamlos bestohlen hatte. Das Verlangen, Vergeltung zu üben, wurde immer größer. Alles in ihm drängte danach, mit ihr abzurechnen.

Lieber Himmel, wenn er sich vorstellte, dass es eine Zeit gegeben hatte, in der er Sympathie für sie verspürt hatte. Er musste ein Brett vor dem Kopf gehabt haben. Wie konnte man einem solchen Weib gegenüber etwas anderes empfinden als tiefste Abneigung?

In Gedanken stellte er sich schon vor, was er alles mit ihr anstellen würde, wenn er sie endlich vor sich hatte. Er berauschte sich regelrecht an diesen Träumen seiner Phantasie. Oh ja, Nicole Duval würde sich noch wundern.

Er spürte in seinem tiefsten Inneren, dass es zumindest noch eine Seele auf der Welt gab, die genauso von diesem Weibsstück dachte, wie er selbst. Zwischen ihm und dieser unbekannten Seele spannte sich ein unsichtbares Band. So wie er sich von Nicole Duval abgestoßen fühlte, fühlte er sich zu diesem Unbekannten hingezogen.

Es war deshalb ein schwerer Schock für ihn, als das unsichtbare Band plötzlich riss. Ihm war, als hätte man ihm einen dumpfen Schlag versetzt, der ihn förmlich lähmte.

Diese seelische Lähmung war jedoch nicht von langer Dauer. Sie schlug bald ins Gegenteil um, erfüllte ihn mit ungeahnter Energie und ungestümer Tatkraft.

Er wusste ganz genau, wer die Verantwortung dafür trug, dass er keine Verbindung mehr mit der verwandten Seele hatte.

Nicole Duval!

Nichts mehr hielt ihn auf Château Montagne.

Er stürzte zum Telefon und wählte die Nummer eines befreundeten Landedelmanns, dessen Gut ganz in der Nähe lag.

Endlich meldete sich der Freund.

»Lucien, wir sind doch gute Nachbarn, nicht wahr? Würdest du mir einen großen Gefallen tun? Wunderbar! Ich wäre dir sehr verbunden, wenn du mir für einen Tag deine Sportmaschine leihen könntest!«

***

Und noch ein Mensch wurde von einer unwiderstehlichen Reiselust gepackt: Jacques Giraudoux.

Zuerst war er ungemein froh gewesen, dass dieser Halunke Mouslin sein Köfferchen gepackt hatte und nach Paris zurückgeflogen war. Dann jedoch fing er an, ein immer stärker werdendes Bedauern zu verspüren.

Vielleicht hätte er es doch nicht zulassen sollen, dass sich der Schmierfink einfach so aus dem Staub machte. Eigentlich war es seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit gewesen, dem Kerl an Ort und Stelle, das Handwerk zu legen. Niemand konnte ermessen, welches Unheil durch seine Nachlässigkeit entstehen mochte. Und er trug die Verantwortung dafür.

Teufel, wie er diesen Mouslin hasste!

Die Verhandlungen mit den Iranern waren zwar noch nicht abgeschlossen, und es stand auch noch ein Besuch in Afghanistan auf dem Programm, aber darauf durfte er im Grunde genommen keine Rücksicht nehmen. Das Problem Georges Mouslin hatte absoluten Vorrang. Es war hoch an der Zeit, dem Mistkerl den Garaus zu machen.

Dann jedoch geschah etwas Unerwartetes.

Irgend jemand hatte ihm die Arbeit abgenommen!

Der Verhasste hatte sein Lebenslicht ausgehaucht. Ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit für seinen Helfer durchströmte ihn. Nein, es war nicht nur Dankbarkeit, es war viel mehr. Eine seltsame Verbundenheit, die sich in Worten gar nicht beschreiben ließ.

Aber er war immer noch nicht beruhigt und zufrieden. Da existierte noch ein Seelenverwandter von Georges Mouslin, ein Scheusal, das nicht minder gemeingefährlich war als der verhasste Staatssekretär.

Auch diesem Unhold musste das verfluchte Handwerk gelegt werden. Zusammen mit seinem Helfer würde er es schaffen.

Nein, er konnte nicht länger hier in Teheran bleiben. Die anderen Mitglieder der französischen Delegation konnten auch ohne ihn zurechtkommen.

Und Afghanistan? Teufel, was war schon Afghanistan! Die meisten Menschen wussten nicht einmal, wo das auf der Landkarte zu suchen war. Was kümmerte ihn Afghanistan, wo große Aufgaben seiner harrten? Frankreich war viel wichtiger.

Giraudoux läutete nach seiner Sekretärin, um sich über die

Flugverbindungen informieren zu lassen.

***

Im Polizeipräsidium bekam Nicole Gelegenheit, sich verarzten und neu einkleiden zu lassen. Ihre Verletzungen erwiesen sich als nicht sehr schwerwiegend. Sie waren bereits wieder dabei, zuzuheilen.

Dann ging es ab zum Verhör, das gleich mehrere Beamte führten.

Man hatte ihnen Handschellen angelegt und hielt sie ganz offensichtlich für äußerst gefährliche Elemente, bei denen man nicht vorsichtig genug sein konnte.

Ein Kommissar namens de Witter führte das große Wort. Bill scharf ansehend, eröffnete er das Verhör.

»Fangen wir ganz vorne an. Wer war der Mann, den Sie auf dem Hangardach niedergeschlagen haben?«

»Warum fragen Sie ihn nicht selbst?«, gab Fleming zurück.

Eine Unmutsfalte erschien auf de Witters Stirn. »Das können wir nicht, weil wir ihn nicht haben. Aber ganz davon abgesehen – die Fragen hier stelle ich, verstanden?«

So ist das also, dachte Bill. Marcellin war offenbar aus seiner Bewusstlosigkeit erwacht und hatte anschließend das Weite gesucht und gefunden. Er überlegte kurz, ob er den Beamten sagen sollte, was er von dem Glatzkopf wusste, entschied sich dann aber, es im gegenwärtigen Stadium des Verhörs noch nicht zu tun. Marcellin stand irgendwie mit Nicole in Verbindung, und er wollte nichts sagen, was sie unter Umständen belasten konnte.

Er zuckte also nur die Achseln.

»In Ordnung, stellen wir diese Frage momentan zurück«, sagte der Kommissar. »Kommen wir zur Hauptfrage. Welcher Organisation gehören Sie an?«

»Organisation?«

»Sie haben mich verstanden, Monsieur Fleming. Oder wollen Sie ernstlich bestreiten, einer Terroristenorganisation anzugehören?«

»Und ob ich das bestreiten will«, antwortete Bill. »Wie kommen Sie denn darauf?«

»Nur Anarchisten und Terroristen haben ein Interesse daran, Staatsmänner und Politiker zu ermorden. Und Georges Mouslin war ein bedeutender Politiker unseres Nachbarlandes Frankreich.«

Die Sache wurde immer unerklärlicher. Bill konnte sich beim besten Willen keinen Reim darauf machen, dass ein bekannter Politiker

… Na ja, und so weiter.

Er warf Nicole einen schnellen Blick zu, den diese auch erwiderte.

»Ich bin genauso überrascht wie du, Bill«, sagte sie.

»Ich verbitte mir jede Privatunterhaltung«, redete Kommissar de Witter dazwischen. »Was glauben Sie eigentlich, wo Sie hier sind?

Also los, erzählen Sie mit Ihren eigenen Worten, warum Sie Georges Mouslin umgebracht haben.«

Bill nickte und begann. Zunächst einmal versuchte er, den Beamten klarzumachen, dass er als renommierter amerikanischer Historiker und Nicole als Sekretärin des bekannten Professor Zamorra wohl kaum mit irgendwelchen Terrororganisationen in Verbindung zu bringen waren.

»Zamorra?«, unterbrach de Witter. »Der Parapsychologe?«

»Sie kennen Professor Zamorra?«

»Ich habe mehrere seiner Bücher gelesen«, antwortete der Kommissar. »Kluger Mann. Und Sie sagen, Sie sind Freunde von ihm?«

»So ist es.«

De Witter wurde merklich freundlicher. Offenbar ein Mann, der sich durch Namen beeindrucken ließ. »Reden Sie weiter, Monsieur Fleming.«

Bill tat dies. Spontan entschloss er sich, die ganze Wahrheit zu sagen, mochte sie sich auch noch so verrückt anhören. Er ließ nichts aus, auch nicht die zwielichtige Rolle, die Nicole dabei spielte. Letztlich hatte sie nichts getan, was sie mit den Gesetzen in Konflikt brachte. Alle hörten aufmerksam und verwundert zu – de Witter, seine Leute und auch Nicole.

»Tigerwesen?«, fragte der Kommissar, nachdem Bill zum Abschluss gekommen war.

»Tigerwesen«, bestätigte der Historiker.

»Hm!«, machte de Witter. Er verschränkte die Arme hinter dem Kopf und blickte nachdenklich an die weiß getünchte Decke des Verhörzimmers. Dann tat er etwas Überraschendes.

Er ließ Nicole und Bill die Handschellen abnehmen und erklärte ihnen, dass sie frei seien.

»Aber es versteht sich natürlich von selbst, dass Sie sich zu unserer Verfügung zu halten haben«, sagte er. »Wo wohnen Sie hier in Brüssel?«

Bill nannte ihr Hotel. »Sie glauben uns, Kommissar?« Diese Frage konnte er sich nicht verkneifen.

»Vielleicht«, antwortete de Witter ausweichend. »In jedem Fall… Halten Sie sich zur Verfügung.«

Wenig später brachte sie ein Streifenwagen zum Flughafen, wo der Citroën noch immer stand.

Auf der Fahrt zurück zum Hotel bemühte sich Bill erneut, Nicole auf den Weisheitszahn zu fühlen.

»Sag mal, Nicole«, schoss er eine Frage aus heiterem Himmel ab, »warum wolltest du ursprünglich eigentlich nach Paris fliegen?«

Sie hob die Augenbrauen. »Woher weißt du das?«

»Kleine Tricks. Also?«

Nicole blickte sinnend vor sich hin. »Du wirst mich wirklich für verrückt halten, aber ich kann es dir nicht genau sagen.«

»Dann sag es mir ungenau.«

Sie schluckte, schien nach den richtigen Worten zu suchen. »Der Grund war wohl dieser Mouslin. Ich wollte ihm auf die Pelle rücken.«

»Ja, aber warum denn nur? Du kanntest den Mann doch gar nicht.«

»Ich weiß, ich weiß! Trotzdem… Ich erkannte plötzlich, dass mein Flug nach Paris überflüssig geworden war, weil sich Mouslin bereits auf dem Weg nach hier befand. Ich wusste, dass er kommt, dass er mich suchen würde! Da war ein furchtbares Hassgefühl in mir. Nicht einmal gegen ihn persönlich, mehr gegen … Tut mir leid, Bill, ich finde selbst keine Erklärung.«

Bill, der am Steuer saß, konzentrierte sich auf den Verkehr, der ihm als Ortsunkundigen doch einige Schwierigkeiten bereitete. Aber er verlor dabei den roten Faden nicht aus dem Auge.

Hassgefühl!

Nicole schien nur noch aus Hass zu bestehen. Zuerst Hass auf Zamorra, dann Hass auf diesen Mouslin. Es interessierte ihn, was sie jetzt über den Professor dachte.

»Schade, dass Zamorra nicht hier ist«, sagte er wie nebenbei.

Mit diesen Worten hatte er einen schlafenden Vulkan geweckt. Nicoles Miene umwölkte sich.

»Zamorra!«, zischte sie. »Professor Zamorra!«

Verdammt, da war es wieder… Bill fuhr sich mit einer Hand über die Augen. Für einen kurzen Augenblick hatten sich ihre Gesichtskonturen verschoben, hatten sie die Umrisse der ihm nun schon bald vertrauten Geierfratze angenommen.

»Zamorra ist ein feiner Mensch, nicht wahr?«, sagte er.

»Ein feiner Mensch? Ein Lump, ein Schweinehund, ein verabscheuungswürdiges Individuum!«

»Auf einmal wieder?«, fragte Bill. »Ich hatte eigentlich den Eindruck, dass du in letzter Zeit mehr an Georges Mouslin, als an ihn gedacht hast.«

Nicole antwortete nicht sofort. »Ganz unrecht hast du nicht«, antwortete sie dann langsam. »Zeitweilig hatte ich ihn wirklich vollkommen vergessen. Der Mann in Paris schien mir wichtiger. Nachdem du den jedoch erschossen hattest… Weißt du was, Bill? Am liebsten möchte ich Zamorra kaltlächelnd töten!«

Es lief Bill kalt den Rücken herunter. Er warf Nicole einen scharfen Seitenblick zu. Abermals – Federn in ihren Haaren. Der Mund, ein horniger Schnabel, und dann wieder die normale Nicole. Nein, Nicole war nicht normal! Sie war zu einem vollkommen anderen Menschen geworden. Mensch? Er begann daran zu zweifeln, dass diese Bezeichnung noch auf sie zutraf.

Ein böser Verdacht kam ihm. Hatten sich Zamorra und Nicole in eine neue Dämonenjagd gestürzt? Hatte in deren Verlauf ein Dämon von Nicoles Persönlichkeit Besitz ergriffen?

Nicole lächelte plötzlich, ein kaltes, böses, ja tückisches Lächeln.

»Weißt du übrigens, dass er hierher kommt?«

»Wer kommt hierher?«, fragte Bill.

»Zamorra. Er sitzt bereits im Flugzeug.«

Bill verzichtete darauf, sie zu fragen, woher sie das wissen wollte.

Die Antwort würde doch nur in einem Achselzucken bestehen.

»Aber ich werde nicht allein im Kampf gegen ihn sein«, fuhr Nicole fort. »Mein Seelenbruder wird mir helfen. Er ist ebenfalls bereits unterwegs.«

Der Historiker hatte das Gefühl, dass sie mehr mit sich selbst als mit ihm sprach. Ein Seelenbruder, der im Begriff war, ihr zu Hilfe zu kommen? Das wurde ja immer geheimnisvoller.

»Seelenbruder?«, fragte er.

Nicole schüttelte den Kopf. »Du würdest es nicht verstehen, Bill. Ich verstehe es ja selbst kaum.«

Mit dieser Antwort musste er sich zufrieden geben, denn alle weiteren Fragen beantwortete sie nur mit einem entrückten Schweigen.

Bill hielt vor dem Hotel.

***

Nicole und Bill gingen zum Empfang, um sich ihre Zimmerschlüssel geben zu lassen. Der Rezeptionist überreichte Bill bei dieser Gelegenheit eine Telefonnotiz.

Kommissar de Witter hatte angerufen. Bill sollte Nicole fragen, ob sie sich im Besitz eines Talismans mit einer Vogelfratze befand.

Bill kam der Aufforderung sofort nach, wenn er auch nicht verstand, was das ganze sollte.

Nicole knirschte mit den Zähnen. »Das ist so eine fixe Idee von diesem verfluchten Zamorra«, sagte sie hasserfüllt.

Bill glaubte nicht so recht, dass es sich um eine fixe Idee handelte.

Sonst hätte de Witter bestimmt nicht gefragt.

»Aha«, sagte er scheinheilig. »Was spinnt sich der Professor denn da so zusammen?«

Nicole winkte geringschätzig ab. »Er behauptet allen Ernstes, ich hätte ihm ein Amulett weggenommen. Dabei hat er es selbst um den Hals hängen.«

Mehr war aus ihr nicht rauszuholen. Bill wurde sich klar darüber, dass er unbedingt nochmals mit de Witter sprechen musste. Die Polizei wusste offenbar doch einiges über diese ganze rätselhafte Angelegenheit. Allerdings wollte er das Gespräch mit dem Beamten

nicht in Gegenwart Nicoles führen. Er war deshalb ganz froh, als sie erklärte, dass sie müde sei und sich ein bisschen hinlegen wolle.

»Tu dies«, sagte er. »Ich trinke an der Bar noch etwas.«

Nicole ging.

Selbstverständlich hatte Bill kein Interesse an der Bar. Jetzt jedenfalls nicht. Zuerst erkundigte er sich nach Marcellin. Die Information, dass dieser überraschend wieder abgereist war, verblüffte ihn nicht. Er gab noch Anweisung, ihn für den Fall, dass Nicole abermals das Hotel verlassen wollte, sofort zu benachrichtigen. Dann ging er auf sein Zimmer.

Dort führte er mehrere Telefonate. Zuerst rief er seinen Historikerkollegen an und teilte ihm mit, dass sich ihr Zusammentreffen noch etwas verschieben würde. Dann versuchte er erneut, Zamorra in Frankreich zu erwischen. Damit hatte er jedoch keinen Erfolg, denn Raffael, der alte Hausdiener auf Château Montagne, ließ ihn wissen, dass der Professor vor einer Weile das Schloss verlassen hatte, um sich bei seinem Bekannten Lucien de Marteau dessen Privatflugzeug zu leihen. Und schließlich wollte er sich mit Kommissar de Witter in Verbindung setzen. Diese Absicht vereitelte jedoch vorerst der Angestellte vom Empfang.

»Monsieur Fleming«, gab er durch das Telefon durch. »Ich wollte Sie nur davon in Kenntnis setzen, dass sich Mademoiselle Duval gerade anschickt, das Hotel zu verlassen.«

»Danke! Halten Sie sie bitte eine Minute auf!«

So schnell war Bill selten ein paar Treppen hinuntergelaufen.

Als er in der Halle ankam, sah er gerade noch, wie Nicole die Drehtür nach draußen betrat. Der Rezeptionist machte eine bedauernde Geste.

»Nicole!«, rief Bill laut.

Sie blieb stehen und drehte sich langsam um.

Bill hatte die Halle inzwischen durchquert. »Da ist ein Telefonat für dich«, bluffte er. »Zamorra ist am Apparat.«

Sie blickte ihn kalt an. »Du lügst, Bill!«

»Warum sollte ich lügen?«

»Ich weiß ganz genau, dass Zamorra unmöglich am Apparat sein kann.«

»Wieso?«

»Weil er zur Zeit in einem Flugzeug sitzt und nach hier unterwegs ist. Und nun lass mich in Ruhe, Bill. Ich habe Wichtiges zu tun.«

Sie wandte sich wieder der Straße zu.

»Nicole!«

Noch einmal drehte sie sich um. In ihren Augen lag jetzt ein fast feuriger Glanz. Ihre Haare begannen sich zu verändern. Federn, rot, grün, gelb…

Bill schlug ansatzlos zu, traf sie genau an der Kinnspitze. Sein Schlag

war hart genug, einen mittleren Ochsen zu fällen. Und wenn Nicole vielleicht auch kein normaler Mensch mehr war, es hatte dennoch gereicht. Sie fiel um, wie vom Blitz getroffen. Und ihre Haare waren nicht mehr grün oder rot, sondern blond wie reifes Korn.

Die mehr als seltsamen Blicke nicht beachtend, die ihm der Mann am Empfang und einige Hotelgäste zuwarfen, nahm Bill die bewusstlose Frau auf seine Arme.

Am Empfang, wo die Angestellte gerade zögernd nach dem Telefon tastete, blieb er kurz stehen. »Wenn Sie die Polizei anrufen wollen, verlangen Sie Kommissar de Witter«, sagte er. Dann marschierte er mit seiner Last auf die nächste Aufzugskabine zu.

In seinem Zimmer angekommen, legte er Nicole aufs Bett. Sie wirkte ungemein hilflos, wie sie so vor ihm lag. Aber er gab sich keinen Illusionen hin. Da war etwas Fremdes in ihr, das sie zu einem brandgefährlichen Geschöpf machte.

Er untersuchte die Frau, die noch immer – Gott sei dank – in tiefer Bewusstlosigkeit lag. Nicole war eine schöne, prächtig gebaute Frau, Bill musste sich ein bisschen anstrengen, um sich vor Augen zu führen, dass er hier nicht in seiner Eigenschaft als Mann, sondern als treuer Freund vorging. Das Privileg, sich ihr mit männlichen Wunschgedanken zu nähern, blieb allein Professor Zamorra vorbehalten. Bisher jedenfalls. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt jedoch…

Er sah das Amulett sofort!

Diese gleichzeitig widerwärtig und beängstigend anzuschauende Horrorgestalt… Ja, die Ähnlichkeit mit den spukartig aufgetretenen Veränderungen in Nicoles Äußerem waren unverkennbar. Ihn schauderte, aber er unterdrückte den instinktiven Ekel und betrachtete die Figur näher.

Als Historiker, der in Archäologie bestens bewandert war, drängten sich ihm sofort gewisse Assoziationen auf. Das Ding konnte aus Westasien stammen, von den Medern vielleicht, einem vorchristlichen Volk, das von den Persern unterworfen wurde. Die Kultur der Meder war fast spurlos untergegangen. Nach dem wenigen, was man von diesem alten Volk wusste, würde er darauf tippen, dass solche Figuren in ihren heidnischen Kulten eine Rolle gespielt hatten.

Bill machte sich daran, Nicole die Kette abzustreifen, an der die Höllenstatuette befestigt war.

Er runzelte die Stirn. Ja, gab es denn so etwas? Das dreimal verfluchte Ding gab keinen Millimeter nach. Genauso gut hätte er versuchen können, Nicoles Nase mit zwei Fingern zu packen und einfach abzunehmen. Es bestand kein Zweifel – das Amulett war zu einem festen Bestandteil von Nicoles Körper geworden, zu einem neuen Organ, dessen Funktion allerdings zu größtem Bedenken Anlass gab. Nieren reinigten das Blut – das Herz versorgte den Körper mit

Lebenskraft, dieses Ding hingegen… Wie es schien, versorgte es den Körper mit Höllenkraft.

Bill brachte ihre Kleidung wieder in Ordnung und legte eine Decke über sie. Jetzt wirkte sie wie eine Schlafende.

Jederzeit ein waches Auge auf sie haltend, griff er wieder nach dem Telefon. Wenig später hatte er Kommissar de Witter an der Strippe.

Ohne Umschweife erzählte er dem Beamten, dass er das Amulett an Nicole entdeckt und sie vorübergehend ins Land der Träume geschickt hatte, als sie sich gerade wieder in ein Vogelungeheuer verwandeln wollte.

De Witter lobte ihn. »Sehr umsichtig gehandelt, Monsieur Fleming. Ich komme gleich zu Ihnen ins Hotel. Bitte sorgen Sie dafür, dass Ihre Freundin in der Zwischenzeit nach Möglichkeit im Reich der Träume verbleibt.«

Bill wollte noch Fragen stellen, aber der Kommissar hatte bereits aufgelegt. Das war vielleicht ganz gut, denn in diesem Augenblick fing Nicole an, sich wieder zu regen.

Ein Blick auf ihre Haare versetzte Bill in sofortigen Alarmzustand.

Im Nu war er bei ihr. Sie tat ihm in der Seele leid, aber er hatte keine andere Wahl. Erneut schlug er hart zu. Ihr Kopf flog zurück in die Kissen. Die unheimliche Verwandlung war im Ansatz gestoppt.

Überraschend schnell war de Witter mit zwei anderen Zivilbeamten zur Stelle. Einer von ihnen eilte sofort zu Nicole. Ehe Bill überhaupt wusste, was los war, hatte der Mann Nicoles rechten Ärmel hochgestreift und ihr eine Spritze in den Ann gejagt.

»Keine Angst, Monsieur Fleming«, ging der Kommissar auf den sorgenvollen Blick des Amerikaners ein. »Das war nur eine Betäubungsspritze. Mademoiselle Duval wird ein paar Stunden schlafen, das ist alles.«

Bill trat vom Bett zurück und nahm den Beamten scharf ins Visier.

»Monsieur Kommissar«, sagte er. »Ich habe Ihnen gegenüber mit völlig offenen Karten gespielt. Meinen Sie nicht, dass es vielleicht angebracht wäre, mich ein wenig einzuweihen? Ich bin ein Freund von Mademoiselle Duval und Professor Zamorra, und ich glaube, ich habe das Recht…«

De Witter sah ihn an, wie etwa ein Zirkusdirektor einen neuen Kunstschützen ansehen mochte, der sich gerade bei ihm vorgestellt hatte. Dann gab er sich einen Ruck.

»*Bon*, Monsieur Fleming…«

Und dann weihte er Bill ein. Was ihn überhaupt bewogen hatte, Bills Aussage im Polizeiverhör für halbwegs bare Münze zu nehmen, war ein ihm vorliegender Interpolbericht gewesen. In diesem Bericht ging es um einen flüchtigen Mörder namens Henry Montpellier, der dem Vernehmen nach ebenfalls die Gabe besaß, sich in eine blutgierige

Tigerbestie zu verwandeln. Nach Bills und Nicoles Entlassung aus dem Polizeigewahrsam hatte er sich mit seinen französischen Kollegen in Marseille in Verbindung gesetzt und einige Dinge erfahren, unter anderem auch, wie Professor Zamorra in die Angelegenheit verwickelt war.

»Wie es aussieht, Monsieur Fleming«, sagte er, »sind Ihre Freunde Zamorra und Nicole Duval unwissentlich in den Strudel hineingezogen worden. Es scheint, dass diejenigen, die die Amulette anlegen, in den Bann der Dinger geraten – mit all den Folgeerscheinungen, die wir ja nun kennen. Ich habe weitere Recherchen angestellt – in Bezug auf Georges Mouslin. Es gibt zwei Arten von Amuletten, Tiger und Vogel, und die jeweiligen Träger entwickeln einen mörderischen Hass aufeinander, der unweigerlich mit einem Blutbad endet. Hoffen wir, dass die Bewusstlosigkeit Mademoiselle Duvals ihre Aktivitäten wirksam eindämmt.«

Bill Fleming besaß eine schnelle Auffassungsgabe. Und er schaltete sofort. Nicole war im Moment außer Gefecht. Aber Zamorra? Wie es aussah, war er wirklich auf dem Weg nach Brüssel. Und wenn er, wie die Polizei glaubte, ebenfalls ein solches Amulett trug…

De Witter war ganz seiner Meinung. »Wir müssen ihn abpassen, ehe er Unheil anrichten kann.«

Er wollte sofort ein Polizeiaufgebot zum Flughafen schicken, aber Bill widersetzte sich dieser Absicht.

»Sie kennen Zamorra nicht, Monsieur Kommissar. Der Professor ist, wenn er will, eine Kampfmaschine. Wenn er sich umzingelt sieht… Wissen wir, wie er in seinem jetzigen Zustand reagiert? Lassen Sie mich das allein machen. Ich bin sein Freund! Ich werde schon mit ihm fertig.«

Kommissar de Witter überlegte lange, erklärte sich dann aber einverstanden.

***

»Hallo, Zamorra!«

Bill Fleming sah, dass der Freund regelrecht zusammenzuckte, als er so plötzlich von hinten angesprochen wurde.

Er blieb stehen und drehte sich langsam um. »Hallo, Bill! Wie kommst du denn hierher?«

Das war vielleicht eine Begrüßung! Kein bisschen Freude in Stimme oder Miene. Wenn er an sonst dachte…

Bill musterte den Professor genau. Auf den ersten Blick wirkte er nicht anders als sonst. Aber Bill hatte ein Argusauge für Nuancen.

Einmal ganz abgesehen von der kühlen Begrüßung – da war eine unterschwellige Nervosität in Zamorra. Das leichte Zucken der Augen, der nicht ganz regelmäßig gehende Atem, das leichte Wippen des

Fußes. Verräterische Anzeichen. Genau wie bei Nicole.

»Nicole hat mich wissen lassen, dass du hier mit einem Privatflugzeug ankommst«, fabulierte Bill.

Die Augenbrauen Zamorras verdichteten sich. »Wirklich?«

»Sie lässt dich auch schön grüßen. Glaubst du mir etwa nicht, alter Freund?«

Keine Miene zuckte im Gesicht des Professors. Nur seine Augen veränderten sich. Und *wie* sie sich veränderten.

Sie wurden plötzlich groß, riesengroß. Katzenaugen! Grausam, wild und teuflisch.

Bill wusste jetzt hundertprozentig Bescheid. Auch Zamorra war nicht mehr mit normalen menschlichen Maßstäben zu messen. Seine Hand, die er in die Hosentasche steckte, umklammerte die Betäubungsspritze fester, die ihm de Witter zur Verfügung gestellt hatte.

Äußerlich ließ er sich jedoch nichts anmerken.

»Natürlich glaube ich dir«, antwortete Zamorra. »Wie geht es meiner besten Freundin denn?«

»Gut geht's ihr«, sagte Bill. »Sie bedauert, dass sie dich nicht mit abholen konnte. Leider musste sie überraschend zurück nach Paris.«

Der Professor lächelte kalt. »Warum erzählst du mir einen solchen Unsinn, Bill?«

»Woher willst du wissen, dass ich Unsinn erzähle?«

»Ich weiß es«, sagte Zamorra. »Ich weiß ganz sicher, dass sie in der Stadt ist.«

»Okay, Zamorra. War ja auch nur ein kleiner Scherz. Natürlich ist sie hier. Und sie ist auch bereit, dir dein Amulett zurückzugeben.«

»Amulett? Ach ja, ach ja.« Zamorra sagte dies so, als habe er soeben vernommen, dass Hans Schmidt internationaler Meister im Sackhüpfen geworden war. Es schien ihn nur am Rande zu interessieren. Dann aber wurde er engagierter. »Was stehen wir eigentlich hier herum? Willst du mich etwa absichtlich aufhalten? Ich warne dich, Bill!«

»Von aufhalten kann keine Rede sein«, beschwichtigte Fleming.

»Ganz das Gegenteil ist der Fall. Komm, ich habe den Citroën mit. Fahren wir zu Nicole.«

Einen Augenblick zögerte Zamorra. *»Bon«*, sagte er dann. »Gehen wir.«

Bill hatte den Wagen auf einem unweiten Parkplatz abgestellt. Als sie das Fahrzeug erreicht hatten, sagte er: »Macht es dir etwas aus, wenn du fährst, Zamorra? Ich habe mir heute morgen die Hand verletzt.« Er deutete mit seiner Linken auf die rechte Hosentasche, in der er die andere Hand nebst Spritze verborgen hielt.

Zamorra nickte und ließ sich die Autoschlüssel aushändigen. Er ging um den Wagen herum, öffnete die Tür und schwang sich auf den

Fahrersitz.
Seine Bewegungen waren geschmeidig – wie die eines Raubtiers, das sich an eine Herde ahnungsloser Opfer heranschleicht. Fand Bill.
Nachdem er auf dem Beifahrersitz Platz genommen hatte, fuhr der Professor los. Während der Fahrt sah Bill scheinbar geradeaus, verlor Zamorra aber durch ständige Seitenblicke aus den Augenwinkeln niemals aus dem Gesichtskreis.
Obgleich Bill bisher das Hotel, in dem er und Nicole abgestiegen waren, mit keiner einzigen Silbe erwähnt hatte, schlug Zamorra mit traumwandlerischer Sicherheit den richtigen Weg ein. Anscheinend wusste er wirklich ganz genau, wo er Nicole finden konnte.
Der Professor schien völlig arglos. Dies war umso erstaunlicher, als er doch eigentlich längst gemerkt haben müsste, dass einiges nicht stimmte. Aber offenbar arbeitete sein Verstand nicht wie gewohnt. Er ließ sich wohl weniger von logischen Gesichtspunkten als vielmehr von Emotionen und Gefühlen leiten.
Hassgefühlen?
Es sah ganz danach aus.
Je näher sie dem Hotel kamen, desto unruhiger wurde Zamorra.
Hektik bestimmte sein ganzes Wesen.
»Fühlst du dich nicht wohl, Zamorra?«, fragte Bill.
»Wieso?« Die Antwort kam in einem Tonfall, der einem heiseren Knurren nicht unähnlich war.
Und dann wurde Bill Zeuge der plötzlich beginnenden Metamorphose.
Zamorras Finger, die das Steuerrad umklammert hielten, strafften sich. Die Nägel wurden länger, verkrümmten sich zu Krallen. Der Kopf nahm eine rundlichere Form an. Fellstreifen lösten die Haut ab. Nase, Mund, Ohren… Bill Fleming wartete nicht länger ab.
Mit einer blitzschnellen Bewegung riss er die rechte Hand aus der Hosentasche. Die Spritze blitzte im Sonnenlicht, das durch die Windschutzscheibe ins Innere des Wagens fiel. Die Nadel zuckte vor und bohrte sich, durch den Anzugstoff hindurch, in Zamorras Arm.
Würde sich der Impfstoff gegen das Fremde, das in des Professors Körperhaushalt wütete, durchsetzen können?
Zuerst sah es nicht danach aus. Der Schrei einer waidwunden Bestie brach sich Bahn. Brodelnder Aashauch ließ die Windschutzscheibe beschlagen. Die Hände am Steuerrad, kaum noch als menschliche Gliedmaßen zu erkennen, zuckten in ungestümer Wildheit. Die asymmetrische, schon halb zum Durchbruch gekommene Gesichtsfratze verzerrte sich zum grotesken Spiegelbild eines pervertierten Alptraums.
Dann jedoch… Ein rückläufiger Prozess setzte ein. Die krankhaft grellen Farben des Fellbesatzes wurden wieder zu gebräunter,

menschlicher Haut. Die Augen verloren den Ausdruck dämonischer Mordlust. Die tierhaften, submenschlichen Gesichtszüge entspannten sich.

Professor Zamorra, dem Äußeren nach wieder ganz er selbst, sackte zusammen.

Bill griff nach dem Steuerrad, das sich wie ein führungsloser Brummkreisel drehte. Hart riss er es nach rechts, weg von der drohend näher kommenden Häuserwand, die in dunklen Umrissen hinter der beschlagenen Scheibe sichtbar wurde. Er steuerte gegen. Der Wagen schleuderte wie eine Nussschale in einem Strudel.

Zamorras Fuß ruhte schwer auf dem Gaspedal. Bill stieß ihn zur Seite, tastete suchend nach der Bremse. Draußen rettete sich ein Passant durch einen verzweifelten Sprung vor dem toll gewordenen Blechungeheuer. Bill trat das Bremspedal durch, machte dabei sägende Bewegungen mit dem Steuer.

Langsam bekam er den Wagen in seine Gewalt. Sekunden später brachte er ihn am Straßenrand zum Stehen.

Aufatmend fuhr sich Bill mit der Hand über die Stirn, Schweißnass zog er sie zurück. Sein Atem ging schwer.

Verdammt, das war knapp gewesen.

Dann beugte er sich über Zamorra, der zusammengekrümmt und bewusstlos auf dem Fahrersitz hockte, und knöpfte sein Hemd auf.

Die Frage, welche der beiden Amulettfiguren nun die widerwärtigere war, ließ sich beim besten Willen nicht beantworten.

***

»Rekapitulieren wir«, sagte Bill Fleming.

Er saß im Büro Kommissar de Witters, der ihn inzwischen voll in sein Vertrauen geschlossen hatte. Zwei Tassen dampfenden Kaffees, von einer aufmerksamen Sekretärin serviert, standen vor den beiden Männern.

»Nach all dem, was wir bisher wissen«, fuhr der Amerikaner fort, »gibt es zwei Gruppen von Amuletträgern, die sich gegenseitig mit tödlichem Hass verfolgen. Die Tiger: Montpellier, Zamorra, Mouslin. Dann die Vögel: Martin, Nicole Duval und… Wie ich schon sagte, es muss noch jemanden geben. Nicole hat mir irgend etwas von einem Seelenbruder erzählt, der im Begriff sei, ihr zu Hilfe zu eilen.«

De Witter lächelte. »Der fehlende Mann heißt Jacques Giraudoux, Monsieur Fleming. Wir sind nicht untätig gewesen. Georges Mouslin kam, auf dem Umweg über Paris, direkt aus Teheran. Die von uns alarmierte französische Botschaft hat Recherchen angestellt. Mouslin hat sich in Teheran mit einem anderen Diplomaten, eben besagtem Giraudoux wüste Schimpfduelle geliefert und ist dann Hals über Kopf abgereist. Und dieser Giraudoux ist inzwischen auch auf dem Weg

nach hier. In einer Maschine, die Brüssel anfliegt.«

»Oh!«

»Es ist alles vorbereitet, Monsieur Fleming. Wir werden Giraudoux am Flughafen sofort einkassieren, wie Zamorra und seine Sekretärin betäuben und dann zusammen mit Ihren Freunden in getrennten, absolut ausbruchssicheren Zellen unterbringen. Schutzhaft sozusagen. Schutzhaft, um sich vor sich selbst zu schützen. Auf den ersten Blick scheint damit alles geregelt zu sein, nur…«

»Nur?«

Der Kommissar legte die Stirn in ärgerliche Falten. »Das Amulett, das der von Ihnen erschossene Mouslin auf der Brust trug, ist verschwunden. Irgend jemand, ich weiß nicht wer, muss es an sich genommen haben.«

Bill sah ihn mit großen Augen an. »Verschwunden? Wie dies? Ich habe doch versucht, das Amulett von Nicole Duval zu lösen. Es ging nicht!«

»Schon, schon«, sagte de Witter. »Der Unterschied liegt darin, dass Ihre Freundin lebt, Georges Mouslin jedoch tot ist. Die organische Verbindung zwischen Amulett und Träger scheint sich nach dem Tode aufzulösen.«

Bill nahm einen Schluck Kaffee zu sich und dachte nach.

»Was Sie da sagen, gefällt mir gar nicht, Monsieur de Witter«, meinte er. »Wir können also davon ausgehen, dass sich ein Unbekannter das Tigeramulett umgelegt hat und damit ebenfalls…«

»… jederzeit zu einer blutgierigen Bestie werden kann. So ist es, Monsieur Fleming. Aber wir werden auf der Hut sein. Die Zellen Zamorras, Nicole Duvals und dieses Giraudoux werden unter ständiger Bewachung gehalten. Wenn der Unbekannte auftaucht, bekommt er sofort seine Betäubungsspritze. Hoffentlich!«

Der Historiker holte seine Zigarettenpackung hervor und schob sich einen Glimmstängel zwischen die Lippen.

»Alles schön und gut«, sagte er nachdenklich. »Aber alle diese Maßnahmen bringen uns im Grunde genommen keinen Schritt weiter. Was soll mit Zamorra, Nicole und Giraudoux passieren? Zeit ihres Lebens narkotisiert in einer Zelle? Das ist wohl keine Lösung. Wir müssen an die Wurzel dieses Übels heran. Dieser Marcellin…«

»Die bisherige Fahndung ist ergebnislos verlaufen. Einen Raymond Marcellin aus Lüttich gibt es nicht.«

»Das dachte ich mir schon«, entgegnete Bill. »Wie es aussieht führen in diesem Fall also alle Wege nicht nach Rom, sondern nach Persien. Montpellier und Martin waren da. Mouslin und Giraudoux auch. Und die Amulette könnten von den alten Medern stammen. Schon wieder Mittlerer Osten. Es muss doch drin sein, über die französische Botschaft im Iran Näheres über mögliche Hintergründe zu erfahren.«

De Witter lehnte sich gestenreich zurück. »Sie wissen, wie es ist, Monsieur Fleming. Diplomaten sind etwas… äh … umständlich. Außerdem sind wir hier in Belgien. Die Franzosen sind naturgemäß sehr vorsichtig mit Auskünften an einen zwar befreundeten, aber letztlich doch fremden Staat. Sie verstehen, Monsieur Fleming?«

Bill verstand.

»Ich werde selbst nach Teheran fliegen«, sagte er entschlossen.

***

Teheran ist eine schöne und interessante Stadt. Bill Fleming hatte jedoch keine Zeit, sich Sehenswürdigkeiten zu Gemüte zu führen.

Es hatte sowieso schon eine halbe Ewigkeit gedauert bis sich das Pariser Außenministerium in der Lage sah, ihm eine Art Vollmacht auszustellen, die es ihm gestattete, in der französischen Botschaft in Teheran gewisse Auskünfte einzuholen. Allerdings nur Auskünfte, die ›das Interesse Frankreichs nicht in Frage stellten‹. Wenn er nicht ein Mitarbeiter des berühmten Professor Zamorra gewesen wäre und ohne die Unterstützung des Polizeipräfekten von Marseille, hätte er wahrscheinlich nicht einmal das erreicht. Immerhin hatte man schließlich doch eingesehen, dass eine Aufklärung der Fälle Montpellier/Martin und Mouslin/Giraudoux ebenfalls im Interesse Frankreichs lag.

Sofort nach seiner Ankunft auf dem Flughafen von Teheran ließ sich Bill mit einem Taxi in die französische Botschaft bringen. Der Empfang war – erwartungsgemäß – zurückhaltend.

Aber die Botschaftsleute waren grundsätzlich doch bereit, ihm zu helfen.

Die Delegation, der Mouslin und Giraudoux angehört hatten, befand sich gerade wieder in einer Verhandlungsrunde mit iranischen Regierungsvertretern. Bill machte deshalb den Anfang mit den beiden Industriellen Montpellier und Martin.

Ein Handelsattaché mit dem altehrwürdigen Namen Clemenceau – Vorname nicht Georges, sondern Claude – hatte mit den beiden Männern zu tun gehabt und konnte ihm vielleicht sagen, was er benötigte, um sich ein halbwegs klares Bild machen zu können.

Clemenceau sprach mit ihm in einem hellen und freundlichen Besuchszimmer. Durch ein hohes Fenster hatte man einen wunderschönen Blick auf eine schneeweiße Moschee.

»Was wollen Sie wissen, Monsieur Fleming?«, fragte der Diplomat, ein schon ziemlich verknöcherter Bürokratentyp mittleren Alters.

»Alles«, sagte Bill.

»Alles?«

»Na ja, sozusagen. Zu welchem Zweck waren Martin und Montpellier hier?«

Der Handelsattaché überlegte sichtlich, ob er mit der Beantwortung dieser Frage keine Staatsgeheimnisse zum besten gab. Dann berichtete er in äußerst umständlichen Redewendungen von einem Großgeschäft, das die Errichtung eines Kraftwerks sowie Öllieferungen vorsah. Clemenceau erklärte in diesem Zusammenhang, dass sich auch die Delegation Mouslins mit demselben Problemkreis beschäftigte.

Bill war plötzlich sehr hellhörig.

»Wissen Sie, ob irgend jemand ein Interesse daran haben könnte, das Projekt zum Platzen zu bringen?«, wollte er wissen.

Clemenceau lächelte überheblich. »Es gibt immer Interessengruppen, Monsieur Fleming, die dem Fortschritt abgeneigt sind. Andererseits gibt es natürlich auch andere Gruppierungen, deren Motive im wirtschaftlichen Bereich angesiedelt sind. Neid, Konkurrenzdenken…«

»Okay, das übliche also«, unterbrach Bill. »Haben Sie im vorliegenden Fall ein paar spezielle Störenfriede im Auge?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Schön! Wie lange waren die beiden Herren hier?«

Clemenceau zog ein Notizbuch zu Rate. »Genau acht Tage, Monsieur Fleming.«

»Und was haben sie in dieser Zeit gemacht? Nur verhandelt?«

»Nicht nur, Monsieur Fleming. Bei solchen Verhandlungen ist es üblich, das harte Konferenzprogramm durch etwas Kultur aufzulockern. Folkloristische Darbietungen, Besichtigung historischer Sehenswürdigkeiten…«

»Barbesuche, Bordellbesichtigungen… Okay, Monsieur Clemenceau. Ich bin auch schon mal aus Nutbush City herausgekommen. Können Sie mir eine möglichst lückenlose Liste aller Örtlichkeiten zusammenstellen, die Montpellier und Martin … hm … heimgesucht haben?«

Der Attaché blickte etwas pikiert drein, sagte aber zu, sein Möglichstes zu tun.

Wenig später hatte Fleming auch Gelegenheit, sich eine ähnliche Liste zusammenstellen zu lassen, auf der Mouslin und Giraudoux als Hauptdarsteller agierten.

Schließlich hatte er beide Aufenthaltsnachweise in der Hand. Es gab mehrere gemeinsame Berührungspunkte. Diverse Stätten hier in Teheran – darunter tatsächlich ein Nobelpuff für Begüterte – das als Baugrund für das Kraftwerk in Aussicht genommene Gelände, ein am Rand der Wüste Lut gelegener Götzentempel, die Ruinen von Persepolis.

Er kreuzte die auf beiden Listen aufgeführten Örtlichkeiten an und rückte dann wieder Claude Clemenceau auf die Pelle.

»Welche von den angekreuzten Zielobjekten gehören nicht unbedingt zum Standardprogramm, mit dem jeder halbwegs wichtige Besucher

traktiert wird?«, fragte er.

Clemenceau vertiefte sich in die Aufzeichnungen. Anschließend wackelte er mit dem Kopf hin und her.

»Schwer zu sagen, Monsieur Fleming. Das Baugelände gehört ganz sicherlich nicht zum Standardprogramm. Aber da alle vier Herren mit dem Kraftwerkbau befasst waren…«

»… ist es nicht ungewöhnlich, dass sie sich die Örtlichkeit ansehen. Das ist mir klar, Monsieur Clemenceau. Sonst noch etwas, das irgendwie aus dem Rahmen fällt?«

Wieder beschäftigte sich der Attaché mit den Listen. Dann blickte er hoch.

»Dieser Tempel am Rande der Wüste Lut, würde ich sagen, Monsieur Fleming. Die Herren Montpellier und Martin haben ihn auf spezielle Einladung eines iranischen Diplomaten besucht. Dass Staatssekretär Mouslin und Monsieur Giraudoux ihn allerdings auch…«

Bill schaltete sofort. »Einen Augenblick Monsieur Clemenceau. Darf ich mal kurz das Haustelefon benutzen?«

»Selbstverständlich.«

Bill griff nach dem Hörer und ließ sich mit dem Mitglied aus Mouslins Delegation verbinden, das die andere Liste für ihn verfasst hatte.

»Monsieur Gordogne? Darf ich Sie noch einmal belästigen? Können Sie mir sagen, wie es zum Besuch jenes Götzentempels am Rande der Wüste Lut gekommen ist? Idee eines persischen Diplomaten, aha! Wie hieß der Mann? Ich danke Ihnen, Monsieur Gordogne.«

Bill wandte sich wieder dem Attaché zu. »Hieß der bewusste iranische Diplomat zufällig Saadi, Monsieur Clemenceau?«

Der Attaché nickte.

Der Historiker stieß befreit die Luft aus. »Können Sie mir etwas über diesen Götzentempel erzählen, Monsieur Clemenceau?«

***

Kommissar de Witter hatte vierundzwanzig aufreibende Stunden hinter sich.

Es war weniger der Dienst gewesen, der seine Nerven aufs äußerste strapaziert hatte. Der Grund lag vielmehr in seinem eigenen Ich begraben.

Seine Gedanken gingen immer wieder zu den drei Menschen hin, die er in Schutzhaft genommen hatte. Dieser Zamorra war ihm ja ungemein sympathisch. Solch einen Mann würde er sich als seinen besten Freund wünschen. Die anderen beiden hingegen… Teufel, was hatte dieses blonde Weib doch für eine niederträchtige Visage.

Und dann dieser Giraudoux. Ein solcher Mensch hatte doch eigentlich überhaupt keine Existenzberechtigung.

Er vermied es, dem Untersuchungsgefängnis allzu nahe zu kommen. Die unmittelbare Nähe dieser Menschen war mehr, als er ertragen konnte.

Von Natur aus neigte er ein bisschen zum Cholerikertum. Es gelang ihm jedoch meist, sein aufbrausendes Temperament zu zügeln.

Selbstbeherrschung nannte man so etwas. Im vorliegenden Fall zweifelte er jedoch mehr und mehr daran, dass sich seine Selbstbeherrschung letzten Endes durchsetzen würde.

Gott, was waren ihm diese zwei Subjekte zuwider. Die bloße Vorstellung, dass sie wie er die Luft Brüssels atmeten, raubte ihm fast den Verstand. Es musste etwas geschehen, schnell sogar, sonst wurde er wahnsinnig. Im Grunde genommen gab es nur einen Ausweg: Er oder sie. Eine andere Möglichkeit sah er nicht.

Am späten Abend hielt er es nicht mehr aus. Seine Selbstbeherrschung war am Ende.

Seine Frau, die mit ihm gemeinsam vor dem häuslichen Fernseher saß – es lief ein älterer Gangsterfilm, in dem allerdings nicht Jean Gabin, sondern dieser Giraudoux die Hauptrolle zu spielen schien – blickte erstaunt auf.

»Willst du noch weggehen, Roger?«

»Ich muss«, brummte er mit ungewöhnlich tiefer Stimme.

Seine Frau legte die Hand vors Gesicht. »Was ist los, Roger? Du siebst ja auf einmal so komisch aus. Ich habe ja… richtig Angst vor dir!«

De Witter beachtete sie nicht weiter, sondern verließ das Haus. Mit seinem Wagen fuhr er schnurstracks zum Untersuchungsgefängnis.

Auf sein Einlassbegehren öffnete sich die schwere Eisentür sofort.

Er war ein häufiger Besucher in diesen Mauern, und jedermann kannte ihn.

»So spät noch, Monsieur le commissaire?«, begrüßte ihn die Wachmannschaft.

»Ja, ja!«, knurrte er. »Ich muss in Zelle zwo vierzehn!«

Das Weibsstück war inzwischen unter seinen geistigen Horizont abgesunken. Dafür hatte er den Kerl umso deutlicher vor Augen.

Warte, du Untier, sagte er zu sich selbst. Und dann eilte er auch schon über den Gefängnishof, so schnell dass der ihn begleitende Wachmann kaum folgen konnte.

Wenig später stand er mit zwei Gefängniswärtern vor Zelle 214, einem fensterlosen Betongeviert.

»Schlüssel her!«, sagte er mit einer Stimme, die kaum noch menschlich zu nennen war.

Einer der Wärter überreichte ihm den schweren, überdimensionalen Schlüssel für das spezialgesicherte Schloss dieser Sonderzelle.

Automatisch zuckte er zurück, als er die seltsam verformte Hand und die eigenartig verzerrten Gesichtszüge des Kommissars sah.

Der andere Wärter hatte sich auf Grund einer instinktiven Scheu bereits mehrere Meter zurückgezogen.

De Witter öffnete die Zelle und sprang mit einem Satz hinein.

Jacques Giraudoux wartete bereits mit geifernder Begierde auf ihn.

Die beiden Männer, die keine Männer mehr waren, stürzten blindwütig aufeinander los.

Schnabel und Rachen, Tatze und Klaue begannen ein grausiges, blutiges Zerstörungswerk. Kampfeslaute ungeahnter Wildheit durchdrangen die nächtliche Stille. Der lähmende Geruch eisiger Todesnähe breitete sich aus.

Chaos… Pandämonium … Armageddon …

Die beiden Wärter standen zuerst starr vor Schrecken und Entsetzen. Dann verlor der eine von ihnen die Nerven.

Mit einem Ruck riss er die Dienstpistole aus dem Holster, entsicherte sie und feuerte, was das Magazin hergab. Wieder und wieder drückte er ab, bis sich keine der beiden Horrorgestalten in der Zelle mehr regte.

Horrorgestalten?

Dort auf dem Betonboden lagen, friedlich im Tode vereint, Polizeikommissar Roger de Witter und der Gefangene mit Sonderstatus Jacques Giraudoux. Beide bluteten aus mehreren schweren Wunden, die allerdings bei weitem nicht alle durch die Kugeln des Wachmanns verursacht worden sein konnten.

Das Entsetzen des Schützen war jetzt, als er sah, was er angerichtet hatte, eher noch größer geworden als zuvor.

Mit zitternden Knien betrat er die Zelle und beugte sich über den Kommissar, den er getötet hatte. Das Hemd de Witters war zerrissen. Ein Goldkettchen mit Anhänger lugte hervor.

Der Wächter zuckte zurück. Verblüfft blickte er seinen Kollegen an.

»Das verstehe ich nicht«, ächzte er. »Der Kommissar hat uns doch vor einem möglichen Besucher mit so einem Amulett gewarnt. Und nun ist er es selbst, der…« Er sprach nicht weiter, sondern starrte den Talisman fasziniert an.

»Lass die Finger von dem Ding, Marcel!«, bellte ihn der andere an.

»Wir sind ausdrücklich gewarnt worden, kein Amulett anzufassen.«

Die beiden Wächter verließen die Zelle und gaben Alarm.

***

Die Informationen, die Bill Fleming über den Tempel am Rande der Wüste Lut bekommen hatte, waren recht spärlich.

Die Franzosen, die den Trip zum Tempel mitgemacht hatten, konnten im Grunde genommen nur eine einzige Informationshilfe geben. Sie berichteten, dass nur die Betroffenen selbst – Mouslin und Giraudoux einerseits, sowie Montpellier und Martin andererseits – das Innere des

Tempels betreten hatten. Und zwar in Begleitung einiger seltsamer Figuren aus einem nahe gelegenen Dorf.

Sonst hatte sich niemand dem Tempel nähern dürfen. Die Einheimischen hatten es regelrecht verboten.

›Götzenkram‹ und ›Volksveralberung‹, das waren so die gängigen Worte, die Bill zu hören bekam. Niemand nahm die Sache richtig ernst.

Der Historiker war da ganz anderer Ansicht. Nur Männer, die später die zweifelhafte Gabe entwickelt hatten, sich in Ungeheuer verwandeln zu können, waren in das Tempelinnere gelangt. Bedurfte es noch eines deutlicheren Hinweises? Wohl kaum!

Das Bauwerk sollte uralt sein und war, dem Vernehmen nach, im Laufe der Jahrhunderte von den Einheimischen immer wieder restauriert und instand gesetzt worden. Die Einheimischen gingen dort überlieferten Kulten und Riten nach und hatten es verstanden, allen ›Bekehrungsversuchen‹ des Islam mit Erfolg zu trotzen. Von offizieller Seite aus ließ man sie aus Interesselosigkeit gewähren.

Vielleicht auch aus einer gewissen Furcht vor dem Unbekannten heraus. Welcher Art diese Riten und Kulte waren, wusste niemand zu sagen.

Bill Fleming hatte jedoch eine ausgezeichnete Idee, wer ihm höchstwahrscheinlich doch noch zu einigen weiteren Informationen verhelfen konnte: Saadi, jener Iraner, auf dessen speziellen Wunsch Mouslin und die anderen den Tempel besucht hatten.

Saadi, ein Karrierediplomat, war – nach entsprechender Vermittlung durch die französische Botschaft – gerne bereit, ihn zu empfangen.

Der Mann wohnte wie ein Ölscheich – in einer prunkvollen Villa inmitten einer tropischen Parklandschaft, die wohl der mohammedanischen Vorstellung vom Himmel ziemlich nahe kam.

Der Iraner, ein scharfgesichtiger, braungebrannter Erfolgsmensch, empfing ihn mit ausgesuchter Freundlichkeit.

»Ah, Mister Fleming! Sie sind Amerikaner, nicht wahr? Ich freue mich, Sie kennen lernen zu dürfen.« Er sprach Amerikanisch ohne den geringsten Akzent. Eine fürwahr erstaunliche Leistung für einen Mann aus dem nationalbeflissenen alten Kaiserreich.

»Ganz meinerseits«, sagte Bill. Saadi gefiel ihm nicht. Er war zu glatt, zu freundlich, zu sicher.

Der Iraner führte ihn auf eine von Blumenkübeln umsäumte Terrasse. In einem riesigen Vogelbauer in der Form eines morgenländischen Schlosses sangen und girrten tropische Vögel.

Ausgerechnet Vögel, dachte Bill, als ihm der Diplomat des Schah einen überraschend weichen Strohsessel anbot und sich ebenfalls setzte.

»Monsieur Clemenceau hat mich davon in Kenntnis gesetzt, dass sie sich für überlieferte Riten aus der vorislamischen Zeit interessieren.«

»So ist es«, bestätigte Bill. »Ich bin Historiker«, fügte er dann noch wahrheitsgemäß hinzu.

Saadi klatschte in die Hände und trug dem sofort erscheinenden dunkelhäutigen Diener auf, Erfrischungen zu bringen. Sein Auftrag wurde unverzüglich ausgeführt.

Es war warm in Teheran, und Bill hatte deshalb nichts dagegen, einen eisgekühlten Drink zu sich nehmen zu können.

Weniger gefiel ihm allerdings, dass Saadi keine Anstalten machte, mitzutrinken.

Der Iraner erkannte wohl sein Zögern, denn er sagte: »Sie müssen das verstehen, Mister Fleming. Ich bin gläubiger Muslim, und der Prophet hat den Alkohol verboten.«

Bill hatte so seine Zweifel an der Religionstreue des Mannes. Ein Diplomat, der keinen Tropfen trank? Aber er glaubte doch nicht, dass Saadi versuchen wollte, ihn zu vergiften. Der Mann konnte von den wahren Beweggründen, die zu diesem Interview geführt hatten, nichts wissen. Und selbst wenn einer der Botschaftsmenschen geplaudert hatte, wussten zu viele Leute, dass Bill in seine Villa gefahren war.

Er trank also von dem angebotenen Aperitif. Das Getränk schmeckte bittersüß und war wirklich äußerst erfrischend.

Dann kam er zum Thema. »Ich bin besonders an einem ganz bestimmten Tempelkult interessiert«, sagte er.

»Ich weiß, ich weiß! Die Wüste Lut.«

Bill ärgerte sich. Er hatte Clemenceau ausdrücklich gebeten, keine Einzelheiten zu erwähnen.

Saadi schien seine Gedanken gelesen zu haben.

»Nicht Mister Clemenceau hat mich über Ihre Intentionen informiert, Mister Fleming. Es war ein ganz anderer Herr.«

Bill runzelte die Stirn.

»Ich glaube, Sie kennen ihn unter dem Namen Raymond Marcellin«, sagte Saadi.

***

Nicole Duval erwachte aus einer tiefen Bewusstlosigkeit.

Ihre Glieder waren schwer wie Blei. Nicht Blut schien durch ihre Adern zu fließen, sondern eine sirupartige Flüssigkeit. Sie wusste nicht, wie lange sie ohne Bewusstsein gewesen war.

Ihre letzte Erinnerung: Eine Hotelhalle, Bill, ein Kinnhaken…

Aber sie dachte nicht lange an Bill Fleming. Es gab wichtigere Dinge, viel wichtigere Dinge.

Sie versuchte, sich zu orientieren.

Wo befand sie sich hier? Ein enges Betongehäuse, schwaches Lampenlicht, nirgendwo ein Fenster. Wirklich kein besonders angenehmer Aufenthaltsort.

Auch der Gedanke an mangelnden Komfort trat schnell in den Hintergrund, wich einer Erkenntnis, die alle anderen Überlegungen wie mit einem Mantel zudeckte.

Zamorra war in der Nähe!

In unmittelbarer Nähe!

Wellen abgrundtiefen Hasses durchfluteten sie. Der Hass war so groß, dass sie glaubte, sterben zu müssen, weil sie ihn nicht auf der Stelle befriedigen konnte.

Sie sprang von der Pritsche hoch, auf die man sie gelegt hatte. Ein Gefühl der Stärke strömte in ihre Glieder, ihre Muskeln, ihre Sehnen.

Wuchtig warf sie sich gegen die Betonmauern. Sie hackte und kratzte. Und sie schrie – laut, schrill und durchdringend.

Aber die Mauern wollten nicht weichen.

Sie dachte jetzt gar nichts mehr, fühlte nur noch. Und alles, was sie fühlte, war dieser Hass, dieser alles überwindende Hass.

Ja, auch diese Mauern waren zu überwinden!

Sie sonderte Speichel ab. Der Speichel, brodelnd und sengend, tropfte auf den Fußboden.

Der Beton zischte, fing dann an, sich aufzulösen, langsam zwar, sehr langsam, aber stetig.

Mit glühenden Augen betrachtete Nicole Duval den Zersetzungsprozess.

***

Der Name Marcellin wirkte auf Bill Fleming wie ein Keulenschlag.

Er fühlte sich regelrecht gelähmt. Allerdings brauchte er nicht lange, um festzustellen, dass ihn nicht allein der Name mobilisiert hatte.

Seine ersten Ahnungen, dass der Aperitif nicht nur zu Erfrischungszwecken bestimmt gewesen war, erfuhren eine bedauerliche Bestätigung. Von den Schultern an konnte er sich nicht mehr bewegen.

Man hatte ihm wohl ein raffiniertes, besonders schnell wirkendes Nervengift verpasst.

»Okay, Mister Saadi«, sagte er. »Sieht so aus, als wenn Sie die erste Runde gewonnen hätten.«

Der Iraner lächelte. »Oh, ich bin ganz sicher, dass wir auch die folgenden Runden gewinnen werden, Mister Fleming.«

»Wir?«

»Wir sind eine internationale Organisation, die für die Freiheit kämpft!« Saadis Augen blitzten bei diesen Worten.

Bill verzog geringschätzig das Gesicht. »Fanatiker, also!«, sagte er.

»Freiheitskämpfer!«

»Wenn man Aas vornehm Leichnam nennt, so stinkt es doch keinen Deut weniger.«

Saadi war nicht beleidigt, sondern eher erheitert. »Sie gefallen mir, Mister Fleming.«

Bill überhörte dieses zweifelhafte Kompliment. »Wie sind Sie auf mich aufmerksam geworden?«, wollte er wissen.

»Auf Sie persönlich sind wir nur so nebenbei aufmerksam geworden«, antwortete der Iraner. »Unser eigentliches Interesse galt – und gilt noch – anderen Leuten. Ihren Freunden Zamorra und Duval, den Herren Mouslin, Giraudoux, Montpellier, Martin junior und senior, de Witter…«

»De Witter?«, ächzte Bill.

»Sie sagen es. Leider schon tot, der Mann, aber das macht ja nichts. Der Reigen geht weiter. Wir haben von Anfang an nahezu jeden Schritt der einzelnen Amulettträger unauffällig beobachtet. Es wird Sie freuen zu hören, dass wir auch im Gefängnis von Brüssel einen unserer Leute haben. Aber keine Angst, wir greifen nicht ein. Wir beobachten nur. Unsere Geschöpfe handeln von sich aus. Aber das werden Sie ja alles noch am eigenen Leibe verspüren.«

»Was wollen Sie damit sagen? Glauben Sie ja nicht, dass Sie mich so einfach verschwinden lassen können. Es ist allgemein bekannt, dass ich Sie aufgesucht habe.«

Saadi kicherte. »Verschwinden? Aber Sie werden nicht verschwinden, Mister Fleming. Sie wollten doch den Tempel sehen, nicht wahr? Sie werden ihn sehen, mit mir zusammen. Und dann kehren Sie in die französische Botschaft zurück. So einfach ist das. Nur… Sie werden natürlich nicht ganz der alte sein, Mister Fleming. Welchen Weggenossen würden Sie sich denn wünschen? Halum oder Ostra?«

»Nie gehört«, stellte Bill fest.

»Ah ja! Es mag sein, dass Sie die Namen nicht kennen. Aber Sie kennen ihr Aussehen. Ostra ist eine Verkörperung der Mensch-Vogel-Einheit, während Halum…«

»… der Bastard ist, der einer Kreuzung zwischen Neandertaler und Säbelzahntiger entsprungen ist. Verstehe schon.«

Zum ersten Mal zeigte sich Unmut in Saadis Gesicht. »Sie sollten diese respektlosen Töne lassen, Mister Fleming. Die Götter hören so etwas gar nicht gern.«

»Götter!«

»Es ist gleichgültig, welche Bezeichnung wir wählen, Mister Fleming. Götter, höhere Wesen, Mächte aus einer anderen Welt… Tatsache ist, dass es sie gibt.«

Bill musste zugeben, dass der Iraner in dieser Beziehung recht hatte. Die dunklen Mächte lauerten an den Nahtstellen zwischen den Welten. Zusammen mit Zamorra und Nicole hatte er in der Vergangenheit schon des öfteren ihre unliebsame Bekanntschaft gemacht.

»Okay«, sagte er. »Welche Funktion erfüllen Halum und Ostra?«

»Halum und Ostra sind Mächte, die in einem unversöhnlichen Gegensatz zueinander stehen. Ihr Hass ist Äonen alt. Halum verkörpert die Erde, Ostra die Luft. Ihr Kampf findet überwiegend ›drü- ben‹ statt. Allerdings sind sie auch bereit, den Kampf auf dieser Ebene zu führen. Kräfte ihres ›Id‹ strömen in Menschen, erzeugen in diesen unerklärliche Hassgefühle. Wenn der Hass übermächtig wird, materialisieren die geistigen Kräfte der Götter, werden sichtbar, fühlbar und körperlich wirksam. Sie selbst sind Zeuge solcher Materialisationen geworden.«

Bill nickte verstehend. »Und die Amulette sind sozusagen die Katalysatoren dieses… hm … Hasses der Götter.«

»Sie haben es erfasst, Mister Fleming.«

Für sein Leben gerne hätte sich Bill jetzt am Hinterkopf gekratzt.

Aber die Lähmung seiner Arme ließ dies nicht zu.

»Sagen Sie, Mister Saadi, wieso geben Sie mir eigentlich so bereitwillig Auskunft? Sie haben erklärt, dass Sie mich wieder laufen lassen würden. Meinen Sie nicht, dass ich meine Kenntnisse gegen Sie verwenden könnte?«

Saadi lachte, ziemlich laut und unangenehm. »Ich bitte Sie, Mister Fleming! Für wen halten Sie uns? Abgesehen davon, dass wir Sie natürlich vorher einer reinigenden Gehirnwäsche unterziehen werden, haben die Amulette die nützliche Eigenschaft, dass ihre Träger so ziemlich alles vergessen, was mit ihnen in Verbindung steht. Ein Träger sieht sein Amulett und hat schon im nächsten Augenblick dessen Existenz wieder aus dem Gedächtnis verloren. Zwar kann der Träger bei anderen Personen ein Amulett durchaus wahrnehmen, aber seiner eigenen Situation wird er sich dadurch keineswegs bewusst. Dieser Umstand hat beispielsweise bei Ihren Freunden Nicole und Zamorra zu einigen für uns sehr erheiternden Szenen geführt. Nur wenn ein Träger zufällig mit einem ›feindlichen‹ Amulett in körperlichen Kontakt kommt, tritt eine neutralisierende Wirkung ein. Allerdings kann er sich dann immer noch nicht darauf besinnen, welchen Einfluss sein Amulett bisher auf ihn ausgeübt hat. Und wenn er dann den Kontakt mit dem zweiten Amulett wieder verliert, ist der alte Zustand wieder hergestellt.«

»Und wie kommt man zu dem zweifelhaften Vergnügen, Amulettträger zu werden?«, fragte Bill. »Und wieso kommt die Kraft von Halum und Ostra in die Amulette? Auf mich machten die Dinger den Eindruck einfacher Steinfiguren.«

»Sie irren, Mister Fleming, wenn Sie von einfachen Steinfiguren sprechen. Die Amulette stammen aus dem Tempel von Lut, wo die Kraft der Götter in zwei Bildnissen ruht. Sicherlich, die Bildnisse sind aus Stein, aber, der Stein wurde durch die Götter beseelt. Die Amulette werden aus diesem beseelten Stein geformt. Und wie man

Amulettträger wird?« Saadi lachte tückisch. »Sie selbst werden im Mittelpunkt einer Einsegnungszeremonie stehen. Und wenn Sie erst einmal Träger sind, wird Sie die Macht des Gottes erst wieder nach Ihrem Tod freigeben. Die Götterkraft geht dann in denjenigen über, der nach Ihnen das Amulett als nächster berührt. Die Übertragung kann zufällig sein, wie im Falle Jean Martins, der das im Todeskampf von seinem Vater verlorene Amulett unter einem Strauch fand. Oder sie kann so vor sich gehen, dass ein Nichtsahnender aus Neugierde oder einem sonstigen Grund nach dem freigewordenen Amulett greift.«

»Eins ist mir unklar«, sagte Bill. »Was soll das ganze? Tatsache ist, dass zwei gegensätzliche Amulettträger einen mörderischen Kampf ausfechten, bei dem es nur einen Sieger gibt. Das Amulett des Verlierers geht an einen zufälligen Nachfolger über. Was haben Sie davon?«

»Sie sind phantasielos, Mister Fleming«, sagte der Iraner. Seine Augen leuchteten plötzlich fanatisch. »Stellen Sie es sich doch vor: Tausend Inkarnationen Halums, tausend Inkarnationen Ostras! Welch ein Hass! Hass erzeugt Chaos. Und Chaos, Mister Fleming… Alles hat im Chaos begonnen. Chaos ist der Urzustand der Welt. Chaos ist die nackte Natur, nicht gezügelt, wild, ursprünglich. Zurück zu den Ursprüngen! Zurück zur Natur! Weg mit den Zwängen des heutigen Lebens, weg mit der Technik, die den Menschen versklavt! Freiheit – das ist unser Ziel!«

Bill Fleming lief es kalt den Rücken hinunter. »Sie sind wahnsinnig, Mister Saadi!«

»Wahnsinnig? Oh nein! Und außerdem, zur Zeit befinden wir uns lediglich im Teststadium. Wir beobachten die Wirkungsweise der Amulette, beeinflussen den Gang der Dinge in keiner Weise. Später jedoch… Sie haben von Zufälligkeiten gesprochen. Aber Zufälle kann man steuern, Mister Fleming. Welcher Amulettträger kämpft gegen welchen Amulettträger? Bis jetzt hat sich eine genau kalkulierbare Gesetzmäßigkeit herausgestellt. Ein Ostra-Träger sucht immer den räumlich nächsten Halum-Träger und umgekehrt. So verlor beispielsweise Nicole Duval vorübergehend das Interesse an Ihrem Freund Zamorra, als Georges Mouslin, aus Teheran kommend, im Flugzeug sitzend Westeuropa überflog. Oder nehmen wir Henry Montpellier, der nach Teheran fliegen wollte, um Jacques Giraudoux zu töten. Dann jedoch fand Jean Martin das Amulett seines Vaters und Montpellier änderte seine Zielrichtung. All dies kann man steuern, Mister Fleming. Sehen Sie die ungeahnten Möglichkeiten?«

»Wie ich schon sagte, Mister Saadi, Sie sind wahnsinnig!«

***

Das Schrillen einer für alle anderen Menschen unhörbaren Alarmglocke weckte Professor Zamorra.

Nur ein einziger Gedanke formte sich in seinem Bewusstsein: Der Feind war nahe!

Nicole Duval!

Der Hass tobte in ihm wie ein wildes Tier. Jede Faser seines Körpers, der schon jetzt nicht mehr ganz aus seinem eigenen Fleisch und Blut bestand, fieberte dem Moment entgegen, in dem er mit ihr zusammentreffen würde.

Die Zeit des Abwartens wurde ihm zu lang. Über die unsichtbare Leitung, die der Hass zwischen ihm und ihr errichtet hatte, erfuhr er, dass sie nur ganz langsam den Weg fand, auf dem sie zu ihm stürzen konnte.

Er musste ihr entgegeneilen!

Erst jetzt machte er sich mit der Situation vertraut, in der er sich befand.

Mauern… ein unzerstörbares Schloss. Menschenkräfte konnten hier nichts ausrichten.

Der Hass half ihm, seine Kräfte gewaltig zu steigern. Er schmetterte seine Pranken gegen die Betonwände, so dass der Putz in großen Flächen abblätterte. Sein Gebrüll ließ Stein und Stahl erzittern. Aber die Festung wankte nur, sie fiel nicht.

Dennoch – so schnell ließ er sich nicht besiegen. Seine Zähne, Diamantbohrern gleich, machten sich ans Werk. Der Beton begann zu bröckeln.

Bald, Nicole Duval, bald!

***

Saadi rief ganz offiziell in der französischen Botschaft an und erklärte, dass er mit Mister Bill Fleming auf dessen speziellen Wunsch eine Reise zum Wüstentempel machen würde. Niemand fand etwas dabei.

Dann liefen die Reisevorbereitungen an, schnell und komplikationslos.

Eine schwere Limousine fuhr vor. Bill, inzwischen von der Nervenlähmung wieder befreit, wurde von zwei Killertypen in den Wagen gezwungen. Zwei kurzläufige Pistolen, die sich leicht in einem weitgeschnittenen Ärmel verstecken ließen, erstickten Fluchtgedanken bereits im Keim.

Die Limousine fuhr zu einem Privatflughafen etwas außerhalb der iranischen Hauptstadt, wo bereits eine sechssitzige Maschine bereitstand.

Mit von der Partie waren Saadi selbst, die beiden Killer, der Pilot und ein Bill bisher unbekannter Mann, bei dem es sich um einen Europäer

aus dem Bereich jenseits des eisernen Vorhangs handelte.
Bill erfuhr, dass dieser Fremde als sein Hass-Partner ausersehen war. Die Saadi-Organisation wollte einmal ausprobieren, inwieweit die Hassströmungen durch schwer überbrückbare Grenzen beeinflusst wurden.
Eingerahmt von den beiden Pistolenmännern fand Bill einen nicht sehr bequemen Platz in der Maschine, die dann auch bald den Flughafen verließ.
Das Zielgebiet lag etwa tausend Kilometer von Teheran entfernt.
In ungefähr zwei Stunden also würden die Würfel aus dem Becher geschüttet werden.
Während des Fluges fand Bill sogar Gelegenheit, seinen noch nicht ganz gestillten Informationshunger weiter zu befriedigen. Saadi zeigte sich immer noch auskunftsbereit. Er schien sich seiner Sache sehr sicher zu sein.
Bill sagte: »Ich verstehe folgendes nicht: Wenn Mister… Wie heißt mein ›Partner‹ eigentlich?«
»Kucz!«
»Aha! Wenn Mister Kucz und ich diese… äh … Einsegnungszeremonie hinter uns haben … Wieso gehen wir uns dann nicht sofort an die Gurgel?«
»Eine berechtigte Frage, Mister Fleming, zweifellos. Passen Sie auf: Nehmen wir an, Ihr Weggenosse wird Ostra sein. Ihr Hass auf alle Menschen, die von Halum beherrscht werden, ist dann keineswegs augenblicklich in voller Intensität vorhanden. Sie können sich die Entwicklung ruhig in Form einer Kurve vorstellen. Zuerst spüren Sie gar nichts. Dann entsteht ein gewisses Gefühl der Abneigung, das sich langsam verstärkt. Die kleinen Schwächen Ihres Partners gehen Ihnen mehr und mehr auf die Nerven. Sie können es bald in seiner Gegenwart nicht mehr aushalten. Alles drängt Sie danach, einen möglichst großen Zwischenraum zu schaffen. Wenn Sie dann jedoch die räumliche Trennung herbeigeführt haben, sind Sie auch nicht zufrieden. Ihre Überlegungen gehen immer wieder zu dem anderen zurück – oder auch zu einem Ihnen noch unbekannten anderen Amuletträger der Gegenseite, den Sie sozusagen ›riechen‹. Aus Antipathie wird am Ende Hass. Das Hassgefühl steigt ins Immense an. Und dann können Sie es plötzlich nicht mehr ertragen. Der andere zieht Sie wie ein Magnet an. Sie haben nur noch den Wunsch, ihn zu vernichten. Den weiteren Fortgang kennen Sie wohl.«
In der Tat, den kannte Bill. Er hatte keine Fragen mehr. Den Rest des Fluges verbrachte er damit, nach Auswegen aus seiner fatalen Situation zu suchen. Ihm fiel jedoch nichts Brauchbares ein. Saadi hatte ihm gesagt, dass die Pistolen der Killertypen mit Nervengiftprojektilen bestückt waren. Und als Gelähmter hatte er

überhaupt keine Chance mehr.

Die Maschine setzte schließlich zur Landung an. Bill blickte aus dem Fenster nach draußen. Das Flugzeug hatte die Wolkendecke inzwischen durchstoßen, und er konnte die näher kommende Erde wieder sehen. Noch entdeckte er keinerlei Zivilisationsspuren. Das Land war flach und öde. In nicht allzu weiter Entfernung flimmerte die Wüstenhitze. Davor lag ein kärglicher, grünlich grauer Vegetationsgürtel. Lebten hier überhaupt Menschen?

Als die Maschine auf einer mehr als provisorischen Landebahn holpernd und schaukelnd niederging, erkannte er aber dann doch einige Anzeichen von Leben: Der Pflanzenwuchs war nicht ganz so kümmerlich, wie es von oben den Anschein gehabt hatte. Er sah einige Häuser, sogar eine Viehherde, ein paar Menschen.

Und er sah den Tempel!

Seine Entfernung von der Rollbahn mochte etwa zwei bis drei Kilometer betragen, aber selbst von hier aus vermittelte er bereits den Eindruck von Wuchtigkeit. Wie mochte er erst aus der Nähe wirken?

Zuerst einmal aber wurde Zwischenstation in der Häuseransiedlung gemacht. Die Einwohnerschaft schien nur aus Männern zu bestehen. Frauen und Kinder ließen sich jedenfalls nicht blicken. Die Männer wirkten asketisch und stellten fast ausnahmslos jenen Ausdruck von Sendungsbewusstsein zur Schau, der eigentlich nur Verrückten oder Fanatikern zu eigen ist. Dies traf insbesondere auf einen schon älteren Mann mit einem ungewöhnlich langen Bart zu.

Saadi war den Dorfbewohnern ganz offensichtlich sehr vertraut.

Dennoch wurde Bill den Eindruck nicht los, dass sie nicht gerade beglückt waren, ihn zu sehen.

Und den Grund sollte er auch bald erfahren.

Der Graubärtige verwickelte Saadi in ein Gespräch in der eigentlich längst toten avestischen Sprache, die der Historiker Fleming jedoch halbwegs beherrschte.

»Die Götter zürnen«, hörte er den alten Mann sagen. »Ich weiß nicht, ob es ratsam ist, weiterhin Unwürdige mit ihren Kräften zu versehen.«

»Warum zürnen die Götter?«, fragte Saadi zurück.

Der Bärtige sagte: »Wenn die Götter Kindern unseres Volkes die Ehre erweisen, sie mit ihrer Kraft zu beglücken, kommt es zum altehrwürdigen Kampf- Auge um Auge, Schnabel um Zahn, Klaue um Pranke. In der Welt der Unwürdigen jedoch wird der edle Wettstreit entstellt. Man kämpft mit Mauern aus Eisen und mit Kugeln aus Blei. Die Götter fühlen sich missbraucht.«

Saadi verzog das Gesicht. »Die Welt ist nicht, wie sie einst war«, sagte er. »Das wissen auch die Götter. Wir versuchen, die alten Zeiten wiederzubringen. Aber dabei müssen uns die Götter helfen.«

Der alte Mann überlegte lange.

»Trotzdem, ich rate ab. Der Zorn der Götter ist fürchterlich.«

Aber wie es aussah, wollte Saadi hiervon nichts hören. Mit dem Hinweis, dass sich die Götter schon wieder beruhigen würden, beauftragte er den Bärtigen, die Zeremonie vorzubereiten.

»Es sei, wie du befiehlst«, sagte dieser. »Aber die Verantwortung ist dein.« Dann verschwand er mit den meisten anderen Einheimischen in einem der Häuser.

Bills Überlegungen, wie er dem drohenden Verhängnis entkommen konnte, setzten mit neuer Intensität ein. Aber sie bekamen sehr schnell einen gehörigen Dämpfer versetzt. Kucz versuchte es. Mit schnellen Sätzen sprintete er plötzlich los. Zum Flugzeug!

Er schaffte nicht einmal zwanzig Meter. Einer der Killertypen schoss fast ohne zu zielen. Wie von einem Blitz getroffen brach Kucz zusammen – paralysiert.

Dann erschienen der Graubärtige und die anderen Männer wieder auf der Bildfläche. Die Einheimischen hatten sich in karnevalsähnliche Gewänder gehüllt, aber sie machten keineswegs einen heiter stimmenden Eindruck. Ganz das Gegenteil war der Fall. Sie wirkten bedrohlich, ja dämonisch.

Bill und Kucz wurden in die Mitte genommen. In einer Art weihevoller Prozession ging es hinüber zum Tempel, einen ausgetretenen, offenbar oft benutzten Pfad entlang.

Je näher der Tempel kam, desto unbehaglicher wurde Bill zumute.

Aber das Beispiel des Osteuropäers, der von zwei Einheimischen gestützt werden musste, hatte er noch deutlich vor Augen.

Schließlich standen sie vor dem Tempel, der schon von außen eine düstere, dumpfe Atmosphäre ausstrahlte. Die unmittelbare Nähe unheiliger Kräfte war deutlich in der hitzegeschwängerten Luft zu spüren. Bill glaubte, seine Unbehaglichkeit ließe sich kaum noch steigern.

Sie ließ sich noch steigern!

Als er wenig später in das Innere des unheiligen Heiligtums geführt wurde, sprang ihn die Präsenz des unsagbar Fremden wie ein fleischgewordener Alptraum an.

Er sah sie – von scheinbar ewigem Fackellicht mit einem fluoreszierenden Schein übergossen.

Halum und Ostra!

Überlebensgroß, unendlich bösartig und pervertiert, hasserfüllt und blutgierig…

So sehr er sich auch bemühte, Bill schaffte es nicht, sich der gleichzeitig lockenden und abweisenden Bannkraft zu widersetzen. Obgleich er erkannte dass Saadi und die beiden Killer draußen geblieben waren, scherte er nicht aus der Reihe der Einheimischen aus, die sich bald in zwei Gruppen teilte. Fast willenlos nahm er hin,

dass ihn die eine der beiden Gruppen vor das Ostra-Bildnis führte.

Das, was Saadi als Einsegnungszeremonie bezeichnet hatte, begann. Der Graubärtige, seitlich von der Ostra-Figur auf einem Podest vor einem riesigen schwarzen Steinblock stehend, intonierte einen unmenschlichen Gesang, in den die anderen Einheimischen wechselweise einfielen.

Bill kam sich vor, als stünde er im Mittelpunkt einer Collage des Grauens, die alle Sinne ansprach. Aber er merkte schnell, dass in Wirklichkeit nicht er, sondern Ostra und Halum im Mittelpunkt standen. Er persönlich hatte allerdings nur Augen für Ostra.

Ja, in dieser Steinfigur schlummerte tatsächlich eine Kraft, die nicht von dieser Welt war. Ostra lebte! Augen funkelten, Gliedmaßen bewegten sich. Die Vorstellung, dass die Figur ihr Podest jeden Augenblick verlassen würde, hatte nichts Ungewöhnliches an sich.

Plötzlich kam der Graubärtige auf ihn zu. Er hielt etwas in den Händen, das unwirklich funkelte und blinkte.

Der Alte stand jetzt vor ihm. Wie von einem inneren Zwang getrieben, beugte Bill den Kopf vor, um die Kraft Ostras entgegenzunehmen.

Aber so weit kam es nicht.

Der Zorn der Götter erwachte!

Der ganze Tempel war auf einmal von wahrhaft ohrenbetäubenden Tönen erfüllt, die den bisherigen Singsang zu absoluter Bedeutungslosigkeit verurteilten. Die Töne hatten ihren Ursprung in den Göttergestalten selbst.

Halum und Ostra schrieen!

Und sie taten nicht nur dies. Sie schickten sich jetzt tatsächlich an, ihre Podeste zu verlassen. Die nicht länger steinernen Säulenbeine lösten sich von ihrem Standort. Stampfend setzten sie sich in Bewegung. Und auch ihre Arme, in Klauen und Tatzen endend, zuckten nicht nur, sondern machten weit ausholende Bewegungen.

Hassfunkelnde Blicke begleitet von vergeltungssüchtigem Donnergrollen zuckten durch den Tempel.

Die Schritte der Götter, zuerst langsam, fast zögernd, wurden länger. Die Arme begannen zu wirbeln.

Eine riesige Klaue zuckte vor, packte den Graubärtigen mit unwiderstehlicher Gewalt.

Die Einheimischen standen bewegungslos da, resignierend und ergeben. Sie hatten vom Zorn der Götter gewusst und nun waren sie wohl bereit, die gerechte Bestrafung hinzunehmen.

Bill jedoch, der jetzt, wo der Rahmen der Zeremonie gesprengt war, immer mehr zu sich selbst zurückfand, resignierte nicht. Sein Verstand, seine Muskeln gehorchten ihm wieder.

Er wich zurück, dem Tempelausgang entgegen.

Halum und Ostra packten weitere Einheimische, zerfleischten und zerquetschten sie. Bill beachteten sie noch nicht, denn ihrer Mordgier boten sich willfährigere Opfer.

Bill hatte den Ausgang jetzt erreicht, gelangte nach draußen.

Das Getöse aus dem Inneren war hier kaum weniger deutlich hörbar als zwischen den Tempelmauern.

Er erkannte sofort, dass Saadi und seine Leute in keiner Weise auf das gefasst waren, was sich abspielte. Mit Augen, in denen der Schrecken gegenwärtig war, starrten sie auf den Tempel.

Sie sahen Bill erst, als er mitten unter ihnen war. Das Überraschungsmoment war auf seiner Seite. Seinen blitzschnell angesetzten Handkantenschlägen hatten sie nichts entgegenzusetzen.

Die massiven Mauern des Tempels bebten, schienen zu wanken.

Der Eingang vergrößerte sich plötzlich berstend. Steinquader stürzten polternd nieder. Eine mehr als fünf Meter große Gestalt brach hervor. Wenig später eine zweite.

Ostra und Halum hatten ihren Tempel verlassen, suchten nach neuen Opfern.

Bill Fleming rannte, rannte um sein Leben. Ein gehetzter Blick über die Schulter verriet ihm, dass Saadi und seine Leute das Schicksal der Einheimischen teilten.

Und dann… In Ermangelung neuen Menschenmaterials das sie ihrer Mordgier darbringen konnten, wandten sich Halum und Ostra gegeneinander.

Bill, der stehen geblieben war, wurde Zeuge eines geradezu unwahrscheinlichen Kampfes. Aller Hass der Jahrzehntausende entlud sich in diesem Zweikampf. Selbst hier, fast einen Kilometer entfernt, zitterte die Erde. Und das Kampfesgebrüll drohte, Bills Trommelfelle zum Platzen zu bringen.

Der Kampf schien ewig zu währen.

Und endete dann schließlich doch.

Es war ein Ende, das Bill nicht erwartet hatte. Es gab weder einen Sieger, noch einen Besiegten. Da war plötzlich nur ein Lichtblitz von kaum vorstellbarer Helligkeit und danach…

Nichts mehr!

Dort wo noch soeben der Kampf aller Kämpfe getobt hatte, kündeten nur noch einige zum Himmel ziehende Staubwolken von dem, was sich abgespielt hatte.

Halum und Ostra hatten diese Welt verlassen, vermutlich, um ihren ewigen Kampf von nun an ausschließlich auf der anderen Daseinsebene fortzusetzen.

Nach einer ganzen Weile drehte sich Bill Fleming um. Mit langsamen Schritten ging er auf das wartende Flugzeug zu.

***

Ihnen war, als seien sie aus einem tiefen Schlaf erwacht.

Sie standen auf der Stahltreppe, die ein Stockwerk des Gefängnisses von Brüssel mit dem anderen verband. Ihre Stellung war ein bisschen eigenartig.

Professor Zamorra hatte einen Arm um Nicoles Schulter gelegt, während sie eine leicht verkrümmte Hand dicht vor seine Augen hielt.

Zwei kleine Goldketten, deren Anhänger offenbar verloren gegangen waren, baumelten an ihrem Hals.

Ihre verkrampfte Haltung entspannte sich, als sie einander in die Arme sanken.

Kurz darauf sagte Nicole leise: »Weißt du, dass ich dich aus tiefstem Herzen gehasst habe? Kannst du mir sagen, warum?«

Zamorra schüttelte den Kopf. Eigentlich hatte er gerade vorgehabt, ihr dieselbe Frage zu stellen.

ENDE